



Der Gott der Dichter (3)

3. Friedrich Christian Delius (*1943)

Es scheint, dass nicht wenige Literaten sich an ihrer Frömmigkeitserziehung abarbeiten, sich schreibend von einem rigiden, manchmal traumatischen Gottesbild befreien müssen: von ihrer »Gotteskrankheit« oder »Gottesvergiftung«. Nicht so drastisch wie Tilmann Moser, aber durchaus mit kritischen Untertönen, so beschreibt Friedrich Christian Delius in seiner (ganz offenkundig autobiographisch geprägten) Erzählung »Der Sonntag, als ich Weltmeister wurde« (1994) das Klima in einem hessischen Pfarrhaus. Delius, 1943 in Rom geboren (wo sein Vater Pfarrer an der Deutschen Evangelischen Kirche war) und im hessischen Wehrda aufgewachsen, schildert minutiös aus der Sicht des 11jährigen namenlosen Ich-Erzählers den Tagesablauf des 4. Juli 1954, des Sonntags, an dem Deutschland die Fußball-Weltmeisterschaft gewann: vom morgendlichen erzwungenen Aufwachen über Frühstück, Gottesdienstbesuch, Mittagessen und Mittagsruhe bis – endlich! – zur ersehnten Rundfunkübertragung des Fußballländerspiels.

Es beginnt mit dem Gewecktwerden durch die Kirchenglocken um 7 Uhr morgens. Die empfindet er als Schläge, als Prügel, die ihm persönlich gelten. Der Kirchturm steht ja nur wenige Meter vom Pfarrhaus, vom Bett entfernt. Er versucht in dem »vertrauten Getöse so etwas wie Musik zu entdecken, Gefallen daran zu empfinden – aber dann schlug das Empfinden wieder um in eine

schüchterne Wut... und ich hörte in den Glockenschlägen beides, die Gewalt und die Wärme, das Wegstoßen und Hinziehen, Ohrfeigen und Musik.« (S. 10)

Diese Ambivalenz prägt seine Wahrnehmung der Eltern, des Klimas im Elternhaus.

Der Sonntag – Tag der Freiheit: keine Schularbeiten (Arbeit ist verboten!), kein frühes Hetzen in die Schule. Und doch ist der Tag belastet durch das Gebot: »Du sollst den Feiertag heiligen.« Du sollst. Das heißt: Du darfst nicht: »jede Regung, jeder Schritt standen unter diesem Gebot. Räuber und Gendarm und ähnliche Gruppenspiele in Scheunen, auf Straßen und Feldern waren verboten, Spiele in den Zimmern erlaubt, Toben und Streiten verboten, das Hämmern und Sägen an der selbstgebauten Holzhütte neben dem Hühnerstall verboten...« (S. 13 f.)

Verboten also all das, was Spaß macht. »Der Sonntag war nicht für mich da oder für die Familie, sondern für jenen bärtigen Vater über dem Vater, dem wir alles zu danken hatten. Ein Leben ohne Glocken, ohne den Feiertag, ohne christlichen Stundenplan voller Gebete und Gesänge konnte ich mir nicht vorstellen. Noch weniger, jemals dem alles überragenden, allgegenwärtigen Auge Gottes zu entkommen, das irgendwo im Himmel hing und alles sah und nicht gesehen wurde. Ich konnte versuchen, mich dem Blick zu entziehen, aber damit entlastete ich das Gewissen nicht, denn das Auge Gottes spiegelte sich in den Augen des Vaters, der Mutter, der Großeltern, ihre Augen flankierten und

Inhalt

■ Artikel

Dr. Ernst Öffner,
Der Gott der Dichter (3) 53

Ein Familienkonflikt
Dr. Michael Bachmann,
NT und Antijudaismus 56

Dr. Wolfgang Kraus,
Fehlende hermeneutische
Reflexion 60

Hans-Hermann Münch,
Judenfeindschaft oder
Gottesfeindschaft? 61

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 70

Dr. Volker Schoßwald,
Der »Game Boy« wird 25 63

Auguste Zeiß-Horbach,
Dr. Maria Heinisius 66

■ update

Dr. Christian A. Eberhart
Das Opfer Jesu 64

■ Aussprache

Arno Lembke,
Ein Briefwechsel 67

Werner Streckies,
Ungute Strukturen bleiben 69

■ Hinweis

Pfarrerverein,
Mitgliederversammlung 55

■ Bücher

Dr. Hans-Gerhard Koch,
Rodenberg/Osenberg, Sichtbar
aber auch nicht stumm 70

■ **Ankündigungen** 71

vervielfachten das Gottesauge, zu viele Augen sahen auf mich herab.« (S. 15)

Die Augen. Vor allem die Mutter: immer lächelnd, aber nie wirklich lachend. Sie hat ja auch nichts zu lachen angesichts ihrer vielfältigen Aufgaben und Rollen: »Sie tat alles, um gut zu sein und das Gute dankbar zu tun und ihre fünf Rollen als Mutter, Ehefrau, Tochter [die Großeltern wohnen mit im Haus], Pfarrfrau und Lehrerin des Hausmädchens so zu beherrschen, daß niemand im eng bewohnten Haus verärgert wurde und alle zufrieden waren.« (S. 24)

Wenn sie beim Essen die Kinder anlächelte, »... wenn ihr leise kontrollierender Blick einmal von einem Lächeln abgelöst wurde und dieses Lächeln in meine Richtung ging. Mit dem Lächeln aber meinte sie nicht mich, jedenfalls nicht mich allein, weil sie im strengen Streben nach Güte erstarrte, im Verteilen, im Vierteilen ihrer Liebe gegen kein Kind ungerecht sein und die Freude an ihren vier Kindern gleichzeitig allen zeigen wollte. Sie schien nicht zu merken, welche Nahrung ich mehr brauchte als das Brot, ihre Stimme, ihre Augen, eine Umarmung.« (S. 22 f.)

Kein Wunder, dass da, wo immer von Gott geredet, Gott gedankt, Gott gepredigt wurde – und am Sonntag war immer von Gott die Rede, in der Kirche wie zuhause – dass es da für den stotternden, ängstlichen Jungen »kalt« war: »Eins wußte ich: wo Gott wohnt, ist es nicht warm. Mir war kalt...« (S. 51)

»Warum muß ich in meiner elfjährigen Nichtswürdigkeit mich mit einem Gott herumschlagen [so fragt er sich], für den überall in der Welt, nicht nur in meinem kleinen Dorf, dicke Kirchenmauern und Türme errichtet, für den so viele Bücher geschrieben sind, vor dem alle Leute die Hände falten? Was trennt mich von dem Gottesgebäude, in dem Vater und Mutter und Onkel, Großvater und Großmutter und eine endlose Zahl von Vorfahren ihren Lebenssinn gefunden haben? Warum kann ich nicht pfeifen auf das alles? Ich wußte nur: mir verschlug es die Sprache. Mein Stottern war der Beweis...« (S. 58)

Aber am Nachmittag darf er im Amtszimmer des Vaters die Radioübertragung des Fußballspiels hören, und der Sieg der deutschen Mannschaft ist auch sein Sieg: er empfindet die Radioreportage als »unerhörten Gottesdienst« und als Flucht aus dem »Vaterkäfig« – mit dem für ihn heilsamen Ergebnis, dass er zu stottern aufhört.

4. Stefan Heym (1913 – 2001)

Viel reflektierter und system- wie religionskritischer als Erwin Strittmatter ist Stefan Heym, auch er ein DDR-Literat. Einer der frühen Romane Heyms ist »Der König David Bericht«. Mit diesem 1972 erschienenen Roman über den alttestamentlichen König David gelang Heym der Durchbruch zum Erfolg in der Bundesrepublik. Zuerst nur im Westen veröffentlicht, war das Buch im Osten (dort 1973 veröffentlicht) lange nur als »Bückware« erhältlich, wegen seiner Macht- und damit Regime-kritischen Tendenz »unter dem Ladentisch« verkauft.

»Durch dieses Buch habe ich gelernt, unser System zu durchschauen, zwischen den Zeilen und Worten zu lesen und Sprache zu finden für meine Kritik an unserem totalitären System«, sagte eine Teilnehmerin unseres Literaturkreises, Lehrerin und Mitglied der DDR-Opposition. Ihr sei bei der Lektüre des Buches klar geworden, wie politische Ideologie Wahrheit verdreht, korrumpiert und damit Macht missbraucht.

Thema dieses biblischen Romans ist das Verhältnis von Geist und Macht, auch von Religion und ihrer politischen Instrumentalisierung zur Ideologie und die Suche nach dem, was Wahrheit ist. Aber: Was ist Wahrheit?

»Gesegnet sei der Name des HERRN, unseres GÖTTES, dessen Wahrheit ist wie eine mit bunten Blumen geschmückte Wiese, auf daß ein jeglicher die ihm gefällige pflücke.« (S. 34)

Diese »Wahrheit« durchschaut und entlarvt der Held des Romans, der Schriftgelehrte und Historiker Ethan ben Hoshaja, der von König Salomo an den Hof nach Jerusalem gerufen wird, um dort mit einem geschönten Bericht über die großen Taten des großen Königs David die Legitimation der Herrschaft seines Sohnes und Nachfolgers auf dem Königsthron Salomo zu begründen. Gerüchte haben nämlich Zweifel an der göttlichen Erwähltheit seines Vaters David aufkommen lassen und die Erinnerung an seine blutige Regentschaft aufgefrischt.

Im Laufe seiner Recherchen entdeckt der Historiker Ethan, dass die frommen Begründungen der göttlichen Erwählung Davids durch Priester und Propheten »Auftragsgutachten« sind bzw. »ideologischer Überbau«. David, der die Philister besiegt und das Volk Israel schließlich unter seiner Herrschaft eint,

glaubt an seine göttliche Erwähltheit, setzt sie aber auch gezielt politisch ein. Für die Ermordung von Widersachern, die Ausrottung aller männlichen Nachkommen Sauls, die blutige Niederschlagung von Aufständen (alles tatsächlich in der Bibel nachzulesen!) findet David immer wieder religiöse Rechtfertigungen und treu ergebene Helfer, die seine persönliche Verantwortung vertuschen oder beschönigen.

Ethan, der seinen Kopf nicht riskieren möchte und angesichts der »offiziellen Wahrheit« seine eigene Wahrheit deshalb nur diskret durchblicken lässt, wird von Salomo zurecht gewiesen: Widersprüche sollen von ihm »geglättet« werden. Die offizielle, politisch gewollte »Wahrheit« erträgt keine Widersprüche. Ethan aber weiß am Ende mehr, als den Regierenden lieb ist, so dass er des Hochverrats angeklagt wird. Aber statt ihn hinzurichten, verurteilt ihn der König mit einem »salomonischen Urteil« zum Tod durch Verschweigen:

»In Erwägung, daß ein jedes Wort, welches dem König und der gesetzlichen Obrigkeit mißfällt, den Tatbestand des Hochverrats erfüllt...

... verurteile ich, Salomo, der Weiseste der Könige, kraft der durch den Bund mit dem HERRN mir verliehenen Macht den genannten Ethan ben Hoshaja zum Tode...

Da der leibliche Tod des Angeklagten Ethan ben Hoshaja dem König jedoch nicht angebracht erscheint, indem er nämlich übelmeinenden Menschen Anlaß geben könnte zu der Behauptung, der Weiseste der Könige, Salomo, unterdrücke Gedanken, verfolge Schriftgelehrte, und so fort...

Darum nun soll er zu Tode geschwiegen werden; keines seiner Worte soll das Ohr des Volkes erreichen... auf daß sein Name vergessen sei, so als wäre er nie geboren worden und hätte nie eine Zeile geschrieben;

Aber der Psalm, welchen er uns vorlas, Zum Preise des HERRN, und zum Lobe Davids... dieser Psalm soll seinen Namen tragen und bewahrt werden für alle Zeiten.« (S. 207 f.)

Natürlich lasen und verstanden Kundige in der DDR diese Worte als satirische und entlarvende Parabel auf die historische Situation der Sowjetunion unter Stalin, auf die stalinistischen Schauprozesse und die systematische Verdrehung der Wahrheit. Herkunft, Aufstieg, Persönlichkeit Davids und sein gewaltvoller Umgang mit der Macht zeigen deutliche Parallelen zu Stalin (nach

Kindlers Neues Literatur Lexikon). Der Roman ist aber auch eine Ideologiekritik jeder totalitären Herrschaft:

»Mein Herr... ist weise [sagt der Hauptmann Joab zu David], nach der Weisheit eines Engels Gottes, und merkt alles auf Erden.«

»Man kann sich vorstellen [heißt es im Text weiter], wie diese Worte David eingingen: wer zum Despot geworden, lebt von Schmeichelei.« (S. 175)

Ich lese den Roman Heyms aber auch als Kritik an Religion, wo sie zur Ideologie wird, zur Legitimation von Herrschaftsinteressen und von Gewalt.

Ich frage mich seither: Wenn es in der Bibel heißt: »Gott sprach...« oder »Gott will...«: Woher weißt du das eigentlich? Und was bezweckt die Rede vom Reden und vom Willen Gottes? Wirkt sie verschleiern, Herrschaft legitimierend – oder aufklärend, kritisch, befreiend? Dient solche Rede der Wahrheit und dem Auffinden von Wahrheit – oder ihrer Verschleierung? Solche selbstkri-

tischen Fragen tun jeder Religion gut, sind nötig für einen wachen Glauben.

Stefan Heyms Roman endet mit solcher gesunden Religionskritik:

»Auf dem Rückweg verharrte ich [Ethan] eine Weile, um den Fortschritt bei den Arbeiten am Tempel zu betrachten, den König Salomo dem HErrn errichten ließ; und ich sah die riesigen Steinblöcke, die maßgerecht behauen und einer auf den andern getürmt wurden, und den Säulenvorhof, und die Knäufe der Säulen, verziert mit geschnitzten Granatäpfeln und Lilien; aber ich sah auch die zerschundenen Rücken der Menschen, die

all das erbauten, und ihre ausgemergelten Gesichter und gequälten Augen.

Der HErr aber sandte einen Engel zu mir, der stellte sich neben meine Schulter, und sprach: „Was ist Stein, was sind Eisen und Kupfer, und was sind die Throne der Könige und die Schwerter der Mächtigen?“

Zu Staub werden sie werden, sagt der HErr; aber das Wort, und die Wahrheit, und die Liebe, das bleibt.« (S. 209 f.)

Dr. Ernst Öffner, OKR i.R.,
Neuendettelsau

wird fortgesetzt

Mitgliederversammlung und Versammlung der Vertrauenspfarrerinnen und -pfarrer des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

18. – 20. Mai 2014 in der Evang. Tagungsstätte Wildbad Rothenburg

Montag, 19. Mai 2014

- 10.00 Uhr Andacht: (Uwe Bernd Ahrens)
Begrüßung
- 10.30 Uhr Vorstandsbericht des 1. Vorsitzenden
Aussprache
- 12.30 Uhr Mittagessen
- 14.30 Uhr Vorstellungen der Kandidaten
für die Vorsitzendenwahlen

Aussprache
- 17.30 Uhr Abendgebet mit Feier des Heiligen Abendmahls
in der St. Jakob Kirche
- ab 19.00 Uhr Festlicher Abend mit Verabschiedung
des 1. Vorsitzenden Klaus Weber

Dienstag, 20. Mai 2014

- 09.00 Uhr Andacht: (Andreas Utzat)
Begrüßung
- 09.15 Uhr Wahl des/der 1. Vorsitzenden
Wahl des/der 2. Vorsitzenden
- dazwischen: Vorlage Rechnungsabschluss 2012
- 12.30 Uhr Mittagessen
anschließend Ende der Veranstaltung
- Alle Mitglieder sind herzlich eingeladen an einem Tag oder an beiden Tagen teilzunehmen. Tagung und Verpflegung sind für Mitglieder kostenlos. Bei der Suche nach einem Hotel sind wir gern behilflich.
- Aus organisatorischen Gründen ist eine Anmeldung in der Geschäftsstelle erforderlich!
- gez. Klaus Weber, 1. Vorsitzender
gez. Corinna Hektor, 2. Vorsitzende

Ein Familienkonflikt

Kein Beitrag unserer Serie »update« hat ein so lebhaftes Echo ausgelöst wie der Artikel von Dr. Wolfgang Kraus »Judenfeindschaft als Problem des Neuen Testaments und der Kirche« in Nr. 11/13. Die folgenden drei Beiträge behandeln erneut dieses Thema: Der erste mit Blick auf bestimmte Teile des NT, Dr. Wolfgang Kraus setzt sich mit der Frage der Bibelauslegung auseinander, der dritte zieht die Linie bis in die Offenbarung. Wir möchten die Debatte damit beendet sein lassen – mehr Einigkeit und neue Argumente werden weitere Beiträge nicht bringen.

Die Redaktion

NT und Antijudaismus

z.B. Bergpredigt und Galaterbrief

1. Früher (Familien-)Konflikt

Im christlichen Bereich nicht selten be-
gegnender Antijudaismus hat es frag-
los irgendwie mit der Lage zu Beginn
der Jesus-Bewegung zu tun. Es fehlte
da nicht an einem gewissen Konflikt-
potenzial. Einerseits war ja nicht nur
Jesus selbst, der irdische Jude (s. nur
Mt 2,2), sondern ist auch der Kreis der
ersten Apostel diesem Volk zuzurechnen
(s. nur Mt 10,1-6; vgl. Apg 1,1-26),
ebenfalls der zur Christusverkündigung
berufene und so dann auch tätige Pau-
lus (s. nur Röm 11,1; vgl. Gal 2,15).
Andererseits kann das von diesen Per-
sonen Vertretene als etwas einigerma-
ßen Besonderes natürlich nicht jedem
jüdischen Ohr genehm gewesen sein (s.
nur Mk 7,1-13; Gal 1,13f.; 2,11-14; vgl.
Apg 15,1f.; 21,18-26). Von einem An-
tijudaismus wird man für dieses frühe
Stadium m.E. dennoch nicht sprechen
dürfen. Und für diese Phase von »Wur-
zeln« des (oder eines) Antijudaismus
zu reden, scheint mir – anders als z.B.
Hans-Friedrich Weiß und Axel von Do-
bbeler – den Sachverhalt ebenfalls nicht
zu treffen¹. »Die Metapher suggeriert ja
die Zugehörigkeit solcher »Wurzeln« zu
dem, was da entsteht oder schon da-
steht, d.h. zur »Pflanze« oder zum »Baum«
Antijudaismus.«² Davon aber ist z.B.

1 H.-F. Weiß, Noch einmal: Zur Frage eines
Antijudaismus bzw. Antipharisäismus im
Matthäusevangelium, in: ZNT 8, 2001, 37-34,
37; A. von Dobbeler, Wo liegen die Wurzeln
des christlichen Antijudaismus?, in: ZNT 8,
2001, 42-47, 42.

2 M. Bachmann, Zur Entstehung (und
zur Überwindung) des christlichen
Antijudaismus, in: ders., Von Paulus zur
Apokalypse – und weiter. Exegetische und
rezeptionsgeschichtliche Studien zum
Neuen Testament (samt englischsprachigen
summaries) (NTOA / StUNT 91), Göttingen /
Oakville (CT) 2011, 479-492 (zuerst: 2002),

bei Röm 11,1 (samt Kontext) nichts zu
spüren. Will man die angedeutete frü-
he Lage einigermaßen angemessen zur
Sprache bringen, so hilft dabei mögli-
cherweise der Vergleich mit etwas, das
uns auch heute nicht selten begegnet:
mit Familienkonflikten. Sie bedeuten
zumindest häufig nicht eine wirkliche
Distanzierung von derjenigen Familie,
zu der die differierenden Personen oder
Gruppen ja selbst gehören.

2. Alternative Rezeption

Wenn schließlich dann doch einmal je-
mand gänzlich – oder nahezu gänzlich
– von der Herkunftsfamilie separiert ist,
kann die Deutung des dahin führenden
Geschehens später unterschiedlich
ausfallen. Ähnliches lässt sich auch in
Bezug auf die Einschätzung jenes zu Be-
ginn der Jesus-Bewegung zu konstatie-
renden Konfliktterrains und hinsichtlich
der Trennung der Wege von Christen-
tum und Judentum beobachten.

Nach dem Holocaust jedenfalls lassen
sich alternative Rezeptionen nicht gut
leugnen, eine recht judentumskritische
und eine eher -freundliche. Zwei Bei-
spiele mögen das erhellen: die Ausle-
gung der sog. Bergpredigt Mt 5-7 (bzw.
Mt 5,3-7,24) und das Verständnis pauli-
nischer Texte, insbesondere von Formu-
lierungen des Galaterbriefs.

Zunächst zur matthäischen Bergpre-
digt! Nach Gerhard Lohfink geht es in
Mt 5-7 um »[d]ie endzeitliche Forde-
rung an Israel«, und zwar so, »daß der
matthäische Jesus die Tora nicht etwa
abrogiert, sondern ihren wahren Sinn

480. Vgl. ders., Bibel und Antisemitismus, in:
M. Zimmermann / R. Zimmermann (Hg., unter
Mitarb. v. S. Luther / J. Enners), Handbuch
Bibeldidaktik (UTB 3996), Tübingen 2013,
687-692, 688.

enthüllt und Gesamt-Israel auf diese
seine endzeitliche Auslegung der Sinai-
Tora verpflichtet«³. Ulrich Luz hingegen
kann, wenn nach ihm auch der Passus
Mt 5,17-20 im Blick auf die »Antithe-
sen« »sicherstellen« soll, »daß sie auf gar
keinen Fall antinomistisch [...] gedeu-
tet werden«, doch gleichwohl mit Blick
auf die sog. Antithesenform von einer
»Antithese gegenüber dem Alten Testa-
ment«, von »einer Antithese gegenüber
der Bibel« sprechen⁴.

Was Paulus angeht, so konnte Rudolf
Bultmann, der seinerseits fraglos Ansät-
ze Martin Luthers bzw. des Luthertums
aufgegriffen und weitergeführt hat⁵,
auch noch nach 1945 vom »Gegen-
satz des Paulus zum Judentum« spre-
chen; gemäß dem Marburger Exegeten
gilt genauer: »besonders [Gal] 2,21[b]
formuliert den Gedanken in schärfster
Form«⁶ (nämlich durch: »wenn die Ge-
rechtigkeit durch das Gesetz kommt, so
ist Christus vergeblich gestorben« [Lu-
therübersetzung, Fassung von 1984]).
Zudem wird seitens dieses Neutesta-
mentlers geurteilt: Bei der Kritik an
den Werken [eben] des Gesetzes, »die
Paulus in der Diskussion mit dem Juden
natürlich primär im Blick hat«, »reprä-
sentieren« diese »die Werke, d. h. die
Leistungen überhaupt«, »die Haltung
des Menschen [...], der aus eigener
Kraft vor Gott bestehen will« – im Un-
terschied zu dem »nicht durch seine [!]
Werke [...] gerechtfertigten Abraham«
(vgl. Röm 4,2) –7. Mit Formulierungen
von Klaus Berger lässt sich die Akzen-
tuierung gerade auch von Gal 2,21b bei

3 G. Lohfink, Wem gilt die Bergpredigt? Zur
Glaubwürdigkeit des Christlichen (HerBü
1777), 1993 (zuerst: 1988), 33 (bei L. kursiv)
und 37.

4 U. Luz, Das Evangelium nach Matthäus. 1.
Teilband: Mt 1-7 (KEK I / 1), 5., völlig neub.
Aufl., Düsseldorf / Zürich / Neukirchen-Vluyn
2002, 321.321f.322; ders., Die Bergpredigt
im Spiegel ihrer Wirkungsgeschichte, in: J.
Moltmann (Hg.), Nachfolge und Bergpredigt
(KT 65), München 1981, 37-72, 49; ders. (U.
L.), Mt 1-7, 331. Vgl. M. Bachmann, »Antithese
gegenüber der Bibel? Zur halakhischen
Argumentation innerhalb der Bergpredigt,
in: H.-U. Weidemann (Hg.), Er stieg auf den
Berg ... und lehrte sie (Mt 5,1f.). Exegetische
und rezeptionsgeschichtliche Studien zur
Bergpredigt (SBS 226), Stuttgart 2012, 71-96,
bes. 73f.

5 S. dazu lediglich Ch. Strecker,
Perspektivenwechsel der Paulusforschung,
in: KORRESPONDENZBLATT (Kirche in Bayern) 129,
2014, 1-4, 1 samt Anm. 2.

6 R. Bultmann, Theologie des Neuen
Testaments (NTG), 6., durchg. Aufl., Tübingen
1968, 280.

7 Bultmann, Theologie des Neuen Testaments,
283.283.284.281.

Bultmann wohl noch ein wenig schärfer in den Blick nehmen: »Die Antithese zum Judentum ist Kriterium des echt Paulinischen«, und »Maßstab ist seit [Ferdinand Christian] Baur der Galaterbrief«, auch deshalb, weil »für Luther Gal wichtiger war als Röm«⁸. Obwohl in der Tat bis in die Gegenwart hinein – wie z.B. bei Udo Schnelle – für dieses Schreiben »die Demontage der Tora und die Destruktion Israels« behauptet wird⁹, sind doch auch andere Interpretationen möglich. So handelt es sich gemäß der seit Jahrzehnten in unterschiedlichen Varianten vertretenen »New Perspective on Paul« bei den paulinischen Werken des Gesetzes »nicht um die Kritik an (scheinbar) »guten Werken«, sondern um Kritik an einem jüdischen Nationalismus, der das – aufgrund der Christusbotschaft mögliche – Hinzukommen von wirklichen Nichtjuden zum [jüdischen] Gottesvolk verhinderte«¹⁰. Gemäß den inzwischen berühmt gewordenen Formulierungen von James D.G. Dunn hat man es bei der Wendung – zumindest nicht zuletzt – mit »identity« und »boundary markers« des Judentums zu tun¹¹. Überdies urteilt etwa Christiane Zimmermann in ihrer Monographie zum »Gottesbild des Galaterbriefs« hinsichtlich der Themen »Gesetz« (s. bes. Gal 3,19f.; 5,4.14) und »Israel« (s. bes. Gal 6,16; vgl. 4,21–5,1), wie weiter unten noch ein wenig auszuführen ist, ganz anders als gerade auch Schnelle¹². Bemerkenswerterweise haben wir also zweimal – sowohl bei der Bergpredigt als auch bei Paulus' Brief an Gemeinden Galatiens (s. Gal 1,2) – so etwas wie eine alternative Rezeption, unmissverständlicher: je eine Alternative im Bereich der Rezeptionen, beobachtet, und das gerade auch für die Zeit nach dem

8 K. Berger, Die Bibelfälscher. Wie wir um die Wahrheit betrogen werden, München 2013, 212 (bei dem das erste dieser Zitate kursiv gesetzt ist).

9 U. Schnelle, Gibt es eine Entwicklung in der Rechtfertigungslehre vom Galater- bis zum Römerbrief?, in: P.-G. Klumbies / D.S. du Toit (Hg., unter Mitw. v. T. Jantsch / M. Neumann), Tübingen 2013, 289–309, 298.306.306.306.

10 S. dazu etwa Strecker, Perspektivenwechsel, bes. 2f., und M. Bachmann, »The New Perspective on Paul« und »The New View of Paul«, in: F.W. Horn (Hg.), Paulus Handbuch, Tübingen 2013, 30–38, 31–37 (Zitat: ebd., 32).

11 J.D.G. Dunn, The New Perspective on Paul, in: idem, The New Perspective on Paul. Collected Essays (WUNT 185), Tübingen 2005, 89–110 (zuerst: 1983), 100.

12 Ch. Zimmermann, Gott und seine Söhne. Das Gottesbild des Galaterbriefs (WMANT 135), Neukirchen-Vluyn 2013, bes. 69–73.133–141. Vgl. dazu u. (bei) Anm. 31.35.

Holocaust. Wie ist ein solches Auseinanderklaffen möglich? Natürlich spielen exegetische Einzelargumente eine Rolle, etwa bei der Frage nach der Bedeutung des Ausdrucks Werke des Gesetzes – den man mit persönlichen Leistungen verbinden mag (vgl. Eph 2,8–10), aber doch nicht muss, vielleicht nicht einmal darf, sofern nämlich in den sog. Protopaulinen (denen der Epheserbrief zumeist nicht zugerechnet wird) zu dem (in Gal 2,16; 3,2.5.10; Röm 3,20.28 begehrenden) Syntagma nie ein Personalpronomen oder ein Adjektiv hinzutritt¹³ –. Indes, das zu bedenken dürfte nicht reichen. Nicht zuletzt der Holocaust, die gewollte und zielstrebig durchgeführte Vernichtung von Millionen jüdischer Menschen, umgesetzt im geographischen Raum des »christlichen« Abendlands, lässt auch auf Hermeneutisches aufmerksam werden. Denn dieses Verbrechen zwingt nicht zuletzt (christliche) Exegetinnen und Exegeten zur Reflexion und zu intensiver Textbeobachtung. Daraus können sich möglicherweise neue exegetische Einsichten ergeben. Freilich, es liegt auch der verschiedentlich unterschwellig spürbare Verdacht nicht eben fern, ein Bemühen um politische Korrektheit gehe verschiedentlich in neuere Interpretationsvorschläge ein, möglicherweise sogar mehr als harte Textfakten. Hanns Leiner hat so kürzlich von »der heute üblichen christlichen Selbstzensur« gesprochen¹⁴.

3. Drei soziologisch relevante »Situationen«

Wie genau es zur Trennung der Wege von Christentum und Judentum gekommen ist, wird intensiv diskutiert¹⁵. Im Blick auf die Frage nach den Bedingungen für sehr unterschiedliche Rezeptionen gerade auch neutestamentlicher Formulierungen werden die Einzelheiten von »the parting of the ways« indes möglicherweise doch etwas weniger wichtig sein als die sich bei diesem Prozess ergebenden grundsätzlichen Konfigurationen. M.E. kann und sollte

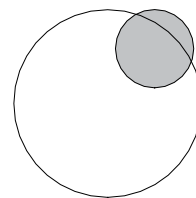
13 S. dazu u. (bei) Anm. 24.

14 H. Leiner, Jesus trennt, in: KORRESPONDENZBLATT (Kirche in Bayern) 129, 2014, 4–9, 5.

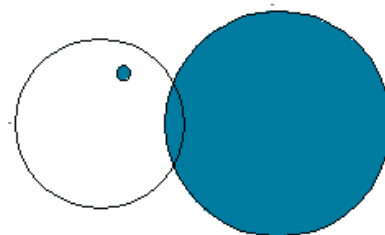
15 S. dazu etwa W. Kraus, Judenfeindschaft als Problem des Neuen Testaments und der Kirche, in: Korrespondenzblatt (Kirche in Bayern) 128, 2013, 167–172, bes. 168 (samt Anm. 5–8). Vgl. etwa noch J.D.G. Dunn (ed.), Jews and Christians. The Parting of the Ways A.D. 70 to 135. The Second Durham-Tübingen Research Symposium on Earliest Christianity and Judaism (WUNT 66), Tübingen 1992.

man dabei jedenfalls drei Konstellationen, drei »Situationen« unterscheiden¹⁶:

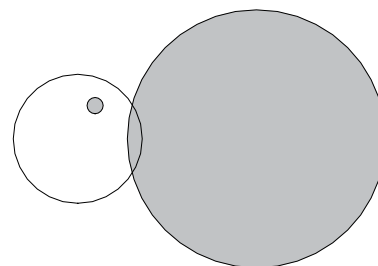
(i)



(ii)



(iii)



Die grau hinterlegten Kreisflächen sollen dabei – ohne dass dies in wertendem Sinne zu verstehen wäre – auf Gemeinschaften von Christen verweisen, die weithin hellen Zonen entsprechend auf das Judentum. »Situation« (i) lässt sich dann auf jene oben (unter Punkt 1) umrissene Lage beziehen, in welcher die Personen der Jesus-Bewegung ausschließlich oder nahezu ausschließlich Juden waren. In »Situation« (ii) rekrutiert sich die Christenheit im Unterschied zu der Anfangskonstellation bereits zu erheblichen Teilen aus geborenen Nicht-Juden, wenn es natürlich auch weiterhin nicht an Judenchristen fehlt, die verschiedentlich sogar unter sich bleiben, getrennt von »der« Großkirche. Bei »Situation« (iii) schließlich ist, wie die erhebliche Verkleinerung der linken Kreisfläche andeuten soll, an die Zeit nach dem Holocaust zu denken. Hermeneutisch betrachtet, ergibt sich mit »Situation« (ii) die Möglichkeit, die gefährliche Option, – neutestamentliche – Formulierungen aus der früheren Phase misszuverstehen: Sofern sich die Kirche nun nicht mehr weithin

16 S. dazu Bachmann, Entstehung, bes. 483–485 (vgl. ders., Antisemitismus, 688f.).

aus gebürtigen Juden zusammensetzt, vielmehr, soziologisch geurteilt, vom Judentum eher getrennt ist, kann es recht leicht dazu kommen, dass »innerfamiliäre« Polemiken jetzt fälschlich im Sinne einer Auseinandersetzung bzw. von Auseinandersetzungen mit »dem« Judentum (eventuell sogar: mit »dem« Judentum von »Situation« (ii)) begriffen werden. »Situation« (iii) nun lässt angesichts der deutlichen Minimierung des Kreises der Juden unmittelbar auf Soziologisches aufmerken, und das bedeutet gerade auch, dass die Differenz zwischen »Situation« (ii) und »Situation« (i) deutlicher wahrgenommen werden kann und wird, damit insbesondere auch die mit »Situation« (ii) nicht selten einhergehenden Fehldeutungen. Dieser hermeneutische Sachverhalt bestimmt unsere Verstehenssituation. Er meint im Übrigen – zumindest zunächst – etwas deutlich anderes als das Achten auf »political correctness«.

4. Exegetische Anmerkungen zur Bergpredigt und zum Galaterbrief

Was die »Antithesen« der Bergpredigt angeht, so wird man zunächst die Relevanz des Passus Mt 5,17–20 für das unmittelbar Nachfolgende, für V. 21–48, noch stärker betonen müssen, als das bei Ulrich Luz geschieht¹⁷. Dessen zutreffende Aussage, diese vier Verse sollten für die »Antithesen [...] sicherstellen«, »daß sie auf gar keinen Fall antinomistisch [...] gedeutet werden«, wird ja durch seine eigenen Formulierungen von einer »Antithese gegenüber dem Alten Testament«, »gegenüber der Bibel« eben doch relativiert. Diese Abschwächung ergibt sich möglicherweise aus dem Erbe von »Situation« (ii)¹⁸, schwerlich indes aus dem Matthäusevangelium. In Mt 5–7 kommt dem Passus 5,17–20 vielmehr ein ganz prominenter Platz zu. Vielleicht darf man hier sogar von der propositio der Bergpredigt sprechen.¹⁹ Schon deshalb, aber auch wegen des fraglos halakhisch wirkenden Hinweises auf »diese kleinsten Gebote«, von denen nicht auch nur »eines« nicht respektiert werden dürfe (V. 19), kann es hier nicht um eine »Antithese gegenüber dem Alten Testament« gehen. Gerade auch die traditionsgeschichtlich

17 S. dazu o. (bei) Anm. 4.

18 Vgl. etwa U. Berner, Art. Bergpredigt II: Auslegungsgeschichtlich, in: RGG4 I (1998), 1311–1314, 1312f.

19 Bachmann, »Antithese gegenüber der Bibel«, (75)–80.

betrachtet (s. zumal Ex 18,13–26, bes. V. 22,26), ebenfalls zur halakhischen Argumentation gehörende ergänzende Formulierung von den »gewichtigeren [Bestimmungen] des Gesetzes« in Mt 23,23 bestätigt das²⁰.

Außerdem steht uns spätestens seit dem Jahr 1994 mit dem Qumran-Dokument 4QMMT »neues« Vergleichsmaterial zur Verfügung, nicht zuletzt mit »den ca. 17 halakhischen Streitfragen«, die in 4QMMT B3ff. erörtert werden.²¹ Diese zeitlich vor das Matthäusevangelium einzuordnende Entsprechung nun »bietet [...] so etwas wie eine auf Fragen des Verhaltens bezogene Zweigliedrigkeit der Ausdrucksweise, nämlich Angabe des halakhischen Themas und eigene Stellungnahme dazu, und [...] Bezugnahmen auf zumindest einigermaßen autoritativ Vorgegebenes; vor allem findet sich hier auch eine Aufreihung solcher halakhischer Topoi. Das passt ja erstaunlich gut zu den matthäischen »Antithesen«, sind sie doch ebenfalls zweigliedrig, und auch sie folgen – bei sechs Themen – einigermaßen stereotyp aufeinander.«²² Der matthäische Jesus »gibt« dabei ebenfalls »offenkundig zunächst (z.B. in [Mt] 5,21) das jeweilige Thema an und nimmt sodann (z.B. in [Mt] 5,22–26) innerhalb des Tora-Diskurses seiner Zeit Stellung.«²³

Bei Paulus wird man sich nach dem oben (unter Punkt 2) Angesprochenen auf den Galaterbrief konzentrieren dürfen. Dabei mag es genügen, wenn dreierlei mit wenigen Worten zur Sprache gebracht wird: der Ausdruck Werke des Gesetzes (Gal 2,16 u.ö.), der Passus zur Gesetzgebung (Gal 3,15–22, bes. V. 19f.) und der Wunsch, »Friede« und »Erbarmen« möge »auch über das Israel Gottes« kommen (Gal 6,16).

Deutlich vor dem Zweiten Weltkrieg hat sich Ernst Lohmeyer in einem (zuerst 1929 erschienenen) hellsichtigen

20 S. dazu etwa ebd., bes. 83–86 (vgl. ders. [M. B.], Neutestamentliche Hinweise auf halakhische Regelungen, in: ders., Von Paulus zur Apokalypse, 533–549 [zuerst: 2008], bes. 541f.).

21 K.-W. Niebuhr, Die Antithesen des Matthäus. Jesus als Toralehrer und die frühjüdische und weiseitlich geprägte Torarezeption, in: Ch. Kähler / M. Böhm / Ch. Böttrich (Hg.), Gedenkt an das Wort. Festschrift für Werner Vogler zum 65. Geburtstag, Leipzig 1999, 175–200, bes. 179–181; Bachmann, »Antithese gegenüber der Bibel«, bes. 88–90, 93–95 (Zitat: ebd., 89). Ebd., 88, nenne ich weitere Gelehrte, die das ähnlich sehen: H. Frankemölle, J. Kampen, M. Meiser und M. Weinfeld.

22 Ebd., 93.

23 Bachmann, Antisemitismus, 690.

Aufsatz mit dem paulinischen Syntagma »Gesetzeswerke« beschäftigt, und er hat dabei nachdrücklich den von uns bereits vermerkten Tatbestand benannt, dass der Ausdruck bei Paulus durchweg ohne Personalpronomen und ohne Adjektiv begegnet²⁴. Dieser Exeget urteilte überdies: »Darum wird auch klar, daß die berühmte Luthersche Deutung in dem paulinischen Satz [z.B. von Gal 2,16] nicht unmittelbar begründet ist, auch bei dem Apostel »dieses Werk nicht als Geleistetes, sondern als zu Leistendes, vom Gesetz Gefordertes« zu begreifen ist²⁵. Diese Resultate stehen offenkundig in einer beträchtlichen Spannung zur schon (unter Punkt 2) skizzierten Auffassung Rudolf Bultmanns. Sie sind freilich nicht eben häufig aufgegriffen worden, und daran haben die Diskussionen um die sog. Neue Paulusperspektive nur wenig geändert²⁶. Anders steht es am ehesten bei der im Zusammenhang mit ihr verschiedentlich vertretenen These, die Wendung Werke des Gesetzes meine nicht Handlungen gemäß dem Gesetz, vielmehr Vorschriften des Gesetzes, vor allem die Beschneidungsvorschrift und jüdische Speisevorschriften (s. z.B. Gal 3,10 [»im Gesetz aufgeschriebene« Dinge]; vgl. Ex 18,20; 4QMMT C27; Offb 2,26). Diese Sicht wird inzwischen von einer ganzen Reihe von Gelehrten geteilt.²⁷

Auch bei der Gesetzgebungsszene des Galaterbriefs sind es schlichte exegetische Gründe, die zu Skepsis gegenüber dem z.B. von Udo Schnelle vertretenen Interpretationsansatz zwingen²⁸. Dieser Neutestamentler äußert zu Gal 3,19f.: »Der Pharisäer Paulus lebte mit der jüdischen Grundüberzeugung, dass die Tora von Gott gegeben wurde (vgl. z.B. Sir 45,5). Diese klare Position vertritt er hier nicht, sondern er behauptet in einer sprachlich wie gedanklich sehr komplexen und gewundenen Argumentation, die Tora sei lediglich um der Übertretungen willen hinzugefügt worden. Der Tora kommt keine positive Offenbarungsfunktion zu [...] Sie ist ja auch nur von Engeln angeordnet worden (Gal 3,19b) und durch den Mittler Mose zu den Menschen gelangt (Gal 3,20). Pau-

24 E. Lohmeyer, »Gesetzeswerke«, in: ders., Probleme paulinischer Theologie, Darmstadt 1954, 31–74 (zuerst: 1929), bes. 34f.59.63.64.68.71. Vgl. o. (bei) Anm. 13.

25 Lohmeyer, »Gesetzeswerke«, 68.64.

26 S. dazu nur Bachmann, »The New Perspective on Paul«, 33 (und vgl. ebd., 31).

27 Vgl. näherhin Bachmann, »The New Perspective on Paul«, 32f.

28 Vgl. o. (bei) Anm. 9.

lus will Gott offenbar aus dem Vorgang der Toragebung heraushalten, denn nur so ist die Differenzierung in 3,20 zu verstehen, wonach Mose eine Vielzahl (= die Engel) und nicht Gott vertritt. 3,20b ist die Antithese zu V. 20a, sprachlich markiert durch ... ouvk e;stin, o` de, ... Mose ist hier nicht der Diener des einen Gottes, sondern der vielen Engel. Die Engel sind eben nicht nur Träger bzw. Überbringer des Gesetzes, sondern sie werden als dämonische Mächte (vgl. Gal 1,8!) zu Urhebern der Tora gemacht, um so ihre Inferiorität zu erweisen²⁹. Indes: Der »Engel aus dem Himmel« von Gal 1,8 steht dort argumentativ auf der gleichen Ebene wie die durch »wir« charakterisierte, prinzipiell offenkundig positive Größe, und für den übergreifenden Wenn-Satz gilt doch wohl, was Ernest De Witt Burton sagt: »It is, of course, only rhetorically a possibility.«³⁰ Und was 3,20b und 3,20a angeht, sollte man – gerade bei einer anscheinend besonders »komplexen und gewundenen Argumentation« – nicht übersehen, dass das Wörtchen e`no,j eben von V. 20a sprachlich enger als mit dem nachfolgenden ei-j von V. 20b doch mit dem vorangehenden und bereits im Genitiv stehenden e`no,j von V. 16 verknüpft ist. Christiane Zimmermann argumentiert denn auch einleuchtend: »Paulus geht es mit der Aussage »Gott ist ein einziger [V. 20b] im Kontext der Stelle darum, dass sowohl die Verheißung als auch das Gesetz [...] auf den einen, den einzigen Gott zurückgehen, wobei e`no,j in Gal 3,20[a] auf den bereits in 3,16 so bezeichneten »einen« Samen Christus« zu beziehen ist, »und zwar im Sinne eines Genitivus objectivus«, weshalb hiernach »Moses und das Gesetz [...] ihre Funktion für Israel ([für] viele)« haben³¹. Diesen nüchternen Beobachtungen am Paulustext (vgl. überdies zur Beteiligung von Engeln bei der Gesetzgebung u.a. Dtn 33,2LXX; Ps 68,18; Apg 7,53; Hebr 2,2; Josephus, Jüdische

Altertümer 15,13632) ist schwer zu widersprechen. Schnelle führt letztlich bloß eine insbesondere durch Heinrich Schlier angestoßene Auslegungsidee weiter, knapp skizziert schon in dessen mit Datum vom 19.8.1939 versehenen Brief an Rudolf Bultmann³³.

Schließlich sei noch ein Blick auf Gal 6,16 geworfen! Mein eigener Umgang mit der hier begehenden Formulierung vom »Israel Gottes« (die ich bis 1999 »einfach« übergig) zeigt, wie schwer es sein kann, herkömmliche Auslegungsgewohnheiten zu durchschauen und, wenn nötig, zu überwinden. Üblicherweise wird der Ausdruck auf die Kirche bezogen, von der denn auch schon seit Jahrhunderten eben mit dem Terminus Israel die Rede ist, z.B. in einer bekannten Liedstrophe (aus dem Jahr 1644)³⁴: *Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit! Lob ihn mit Schalle, werteste Christenheit!*

*Er lässt dich freundlich zu sich laden,
freue dich, Israel, seiner Gnaden,
freue dich, Israel, seiner Gnaden!*

Doch diese übliche Deutung auf die Kirche wird zunehmend in Frage gestellt. Neben Kontextargumenten (s. z.B. Gal 2,9; 4,4-7) war dafür die Israelterminologie ausschlaggebend, die des Paulus und die, welche sonst im seinerzeitigen Judentum zu beobachten ist. Christiane Zimmermann urteilt denn auch: »Die Analyse des Gebrauchs des Ethnikons Vlsrah,l und des Gentiliziums Vlsrahli,thj bei Paulus ergibt, dass es dabei »durchweg um wirkliche Juden« geht. Und: »[T]raditionsgeschichtlich zeigt sich, dass es sich [...] um inner-jüdische Bezeichnungen für das Gottesvolk handelt« (wie zumal Peter J. Tomson nachgewiesen habe), und zudem begegnen auch sonst zu (o` Vlsrah,l) tou/ qeou/ »vergleichbare Attribute« (s. bes. Ps 124,5 [vgl. V. 2]LXX; 127,6LXX; PapMur 42,7; vgl. 4QMMT C31f.)³⁵. Der geschärfte Blick

32 S. dazu lediglich Bachmann, Charakter des mosaischen Gesetzes, 95-98 samt Anm. 78-80. 33 S. dazu nur ebd., 86-89 samt Anm. 47 (wo ich mich auf R. von Bendemann,

Heinrich Schlier. Eine kritische Analyse seiner Interpretation paulinischer Theologie [BEvTh 115], Gütersloh 1995, 91 Anm. 338, beziehe).

34 Vgl. Bachmann, Paul, Israel und the Gentiles: Hermeneutical and Exegetical Notes, in: R. Bieringer / B. Pollefeyt (ed.), Paul and Judaism. Crosscurrents in Pauline Exegesis and the Study of Jewish-Christian Relations (Library of New Testament Studies 463), London 2012, 72-105, 79-89. S. ebd., 80, zu EG 502,1.

35 Zimmermann, Gott und seine Söhne, 134.134.135 samt Anm. 9.10.12 (mit Hinweisen auf Bachmann, Kirche und Israel Gottes. Zur Bedeutung und ekklesiologischen

auf exegetische Sachverhalte hat offenkundig auch hier weitergeholfen.

5. Rück- und Ausblick

Frühe Spannungen zumal zwischen sog. Judenchristen und anderen Juden, wie sie zu Beginn der Jesus-Bewegung nahezu selbstverständlich waren, lassen sich wohl nach dem Modell eines Familienkonflikts begreifen. In späteren Zeiten ist es dann indes hinsichtlich betreffender neutestamentlicher Formulierungen, z.B. der Bergpredigt oder des Galaterbriefs, zu stark voneinander abweichenden Rezeptionen gekommen. Nach dem Holocaust freilich nimmt die Zahl weniger judentumskritischer Auslegungsversuche zu. Für diese Entwicklung dürfte primär eine mit der, gerade auch soziologisch betrachtet, neuen Situation mögliche bessere Einschätzung verantwortlich sein. Man kann nun nämlich leichter dessen gewahr werden, dass die über Jahrhunderte hin bestehende weitgehende Trennung des Christentums vom Judentum nicht selten zu einer Fehllektüre solcher neutestamentlicher Formulierungen geführt hat, die, genau besehen, ganz erheblich von einer engen Verbindung judenchristlicher und anderer jüdischer Gruppen bestimmt sind (»Situation« (i)). Dieser (hermeneutische) Sachverhalt bringt es mit sich, dass antijüdische Einschätzungen, die das Christentum über viele Jahrhunderte hin begleitet haben, tendenziell überwunden werden können. Beispiele dafür sind etwa die Auslegung der »Antithesen« der Bergpredigt sowie bestimmter Formulierungen des Galaterbriefs (etwa Gal 2,16; 3,15-22; 6,16). Freilich, der Terminus Israel wird schon recht bald, spätestens bei Justin dem Märtyrer (Dialog mit dem Juden Tryphon 11,5 u.ö.), auf die christliche Gemeinschaft bezogen³⁶. Und eher judentumskritisch klingende Aussagen finden sich doch wohl auch schon im Neuen

Relevanz des Segenswortes am Schluß des Galaterbriefs, in: ders., Antijudaismus im Galaterbrief?, 159-189, 173; P.J. Tomson, The Names Israel and Jew in Ancient Judaism and in the New Testament, in: Bijdr. 47, 1986, 120-140.268-289). Vgl. daneben P. Richardson, Israel in the Apostolic Church (MSSNTS 10), Cambridge 1969, bes. 82; A. Lindemann, Israel im Neuen Testament, in: WuD 25, 1999, 167-192, bes. 174-176; S.G. Eastman, Israel and the Mercy of God: A Re-reading of Galatians 6.16 and Romans 9-11, in: NTS 56, 2010, 367-398, bes. 368-376.385-390.394f. Vgl. o. (bei) Anm. 12.

36 S. dazu nur Bachmann, Kirche und Israel Gottes, 163.

29 Schnelle, Entwicklung in der Rechtfertigungslehre, 296f.

30 E. De Witt Burton, A Critical and Exegetical Commentary on the Epistle to the Galatians (ICC), Edinburgh 1921, 26.

31 Zimmermann, Gott und seine Söhne, 70 samt Anm. 4 (wo Z. auf eine Studie von mir zurückgreift, nämlich auf M. Bachmann, Ermittlungen zum Mittler: Gal 3,20 und der Charakter des mosaischen Gesetzes, in: ders., Antijudaismus im Galaterbrief? Exegetische Studien zu einem polemischen Schreiben und zur Theologie des Apostels Paulus [NTOA 40], Freiburg [Schweiz] / Göttingen 1999 [engl.: 2009], 81-126). Vgl. o. (bei) Anm. 12.

Testament, z.B. in Kol 2,20-22; Tit 1,14 und 1Tim 1,6-11³⁷. Bereits da also können sich wohl Konturen einer neuen Zeit abzeichnen (d.h. von »Situation« (ii)). M.E. ist indes Jesus, auch mancher Jesus-Stoff, und ist Paulus (jedenfalls »Protopaulus«) für die Orientierung heutiger Christen wichtiger, als es derartige spätere Aussagen sind. Sie drohen immer noch, u.a. dazu beizutragen, dass das jüdische Erbe der Kirche verkannt wird.

Dr. Michael Bachmann

37 Vgl. dazu etwa Bachmann, Antisemitismus, (690-)691.

M.B. wurde 1978 mit einer Arbeit über das lukanische Geschichtswerk in Müns-ter promoviert und habilitierte sich 1990 in Basel mit einer Arbeit über den Galaterbrief. Ab 1980 Hochschullehrer an der Pädagogischen Hochschule Freiburg, ab 1995 Professor für Evangelische Theologie (Schwerpunkt NT) an der Universität Siegen, 2011 emeritiert. Schwerpunkte seiner Arbeiten sind Paulus (insbes. Galaterbrief), lukan. Geschichtswerk, Hebräerbrief und Offenbarung d. Johannes.

befestigen und die Heidenvölker sollen sich mit dem Gottesvolk freuen. Während Paulus in allen seinen Briefen sehr situationsbezogen argumentiert – und polemisiert, äußert er sich im Römerbrief ganz grundsätzlich. Das verleiht dem Römerbrief als der »summa evangelii« (E. Lohse) besonderes Gewicht. Der Hebräerbrief richtet sich nach Meinung fast aller heutigen Ausleger nicht gegen das Judentum. Vielmehr setzt er die neue Kultordnung (Jesus als Hohepriester nach der Ordnung Melchisedeks) gegen die alte Kultordnung (Hohepriester nach der Ordnung Aarons). Dabei gibt es derzeit eine intensive Diskussion, ob für den Autor das Verhältnis Juden(christen)-Heiden(christen) überhaupt noch von Bedeutung ist, ob es nicht vielmehr um den Gegensatz von »irdisch« und »himmlisch« geht oder ob es vielleicht doch »jesuanische Juden« sind (d.h. Juden, die Jesus als den zu Gott erhöhten Sohn bekennen, Hebr 1,1-3; 4,14), die er überzeugen will, am Bekenntnis festzuhalten. Polemik gegenüber Juden im Hebräerbrief, wie ich es vor 25 Jahren noch selbst vertreten habe, ist jedenfalls für die meisten und auch für mich »out«.

Doch selbst wenn es der Fall wäre und der Hebr Polemik gegen Juden enthielte: was hieße das für uns? Wir müssen doch die zueinander in Spannung stehenden Aussagen des NT theologisch gewichten, d.h. »sachkritisch« vorgehen. Das klassische historisch-kritische Instrumentarium an Methoden, das hierbei keine schlechten Dienste leistet, ist um sozialgeschichtliche und wirkungs- bzw. rezeptionsgeschichtliche Aspekte zu erweitern. Und schließlich: Wir können doch nicht Bibelstellen ohne hermeneutische Reflexion 1:1 aus dem 1. ins 21. Jh. übertragen. Theologie, nicht Fundamentalismus ist uns aufgetragen! Mit biblizistischen Positionen wird das Evangelium nicht in der Gegenwart verkündigt, sondern an die Vergangenheit gekettet. Nicht die nach Schriftgemäßheit und Zeitgemäßheit fragenden Theologen, sondern die Biblizisten und Fundamentalisten »verhökern« das Evangelium (*kapeleuein*, 2Kor 2,17). Ich bleibe dabei: Eine Position wie die von Hanns Leiner setzt falsche Frontstellungen voraus. Seine Rede vom »rabinisch-pharisäischen Judentum« spiegelt ein Klischee, das es zur Zeit Jesu einfach so nicht gab. Der folgende Satz ließ mich aufhorchen: »Die zu Jesu Haltung von Professor Kraus angeführten Arbeiten vermag ich nicht zu beurteilen.

Fehlende hermeneutische Reflexion

Es ist schon erstaunlich, wie leicht man heute noch meint, mit dem Thema des christlichen Antijudaismus umgehen zu können. Wer so sehr auf die sog. »judenkritischen« Äußerungen des Paulus abhebt, der sollte doch wenigstens auch den Schluss von Röm 11,22 in seinem tiefen Ernst bedenken. Wer kann (es in seinem Bücherschrank hat oder eine Bibliothek in der Nähe, in der auch Fernleihe möglich ist), lese in diesem Zusammenhang einmal die Vorworte zu den Jgg. 1947/48 und 1949/50 der Göttinger Predigtmeditationen von Hans Joachim Iwand¹ oder den Brief Iwands an J. Hromádka von 1959.² Hier kann man nachempfinden, welche Erschütterungen die Erfahrungen mit Kirche und Theologie in der NS-Zeit bei einem lutherischen Systematiker, zudem Mitglied der BK, ausgelöst haben – jenseits dieser unsinnigen Rede von »negativer Offenbarungsqualität« des Holocaust. Ich bleibe dabei: Eine Position wie die von Hanns Leiner entspricht der eines Biblizismus, der sich einer hermeneutischen Reflexion konsequent verweigert. Eine solche Position stellt keine Theologie dar. Ich halte die Überzeugung für grundsätzlich verfehlt, dass man meint, mit einem durch den historischen Gebrauch beglaubigten Zitatenschatz auskommen zu können. Hier verkommen Bibeltexte zu historisch gewachsenen Klischees. Stattdessen sind nach meiner Überzeugung Zitate zu kontextualisieren und die Verwendung bestimmter

Belege ist auf ihre Sachgemäßheit hin zu befragen. Letzteres ist allerdings eine unabdingbare Voraussetzung, um überhaupt Theologie *schriftgemäß und zeitgemäß* betreiben zu können. Von Aspekten der Wirkungs- oder Rezeptionsgeschichte neutestamentlicher Texte hat eine Position wie die von Hanns Leiner bisher nichts an sich heran gelassen. Aber sie ist auch exegetisch unzureichend, denn sie nimmt die feinen Differenzierungen innerhalb der biblischen Texte nicht wahr. Die matthäische Jesusgeschichte ist eben nicht einfach eine Wiederholung des Markus, sondern setzt eigene – z.T. mit Markus nicht übereinstimmende – Akzente, die sich aus der sozialgeschichtlichen Situation der matthäischen Gemeinde erklären (man vgl. etwa Mk 12,28-34 mit Mt 22,35-40 oder wenn es um die Aufnahme von Stoff aus der Logienquelle geht Lk 14,16-24 mit Mt 22,1-14). Auch die matthäische (nicht historische) Zuspitzung in Mt 27,25 lässt sich nur sozialgeschichtlich verstehen (wenngleich sie dadurch nicht besser wird). Aber das erkenne ich nur, wenn ich bereit bin, genau zu lesen. Und ja: Paulus polemisiert in 1Thess 2,14-16 und wird in Phil 3,2.7-8 sarkastisch (wobei er sich nicht gegen das Judentum wendet, sondern sog. »judenchristliche« Gegner im Blick hatte!). Das hat ihn nicht daran gehindert, trotzdem oder gerade deswegen Röm 11,25-29 und Röm 15,7-13 zu schreiben: *Ganz Israel* wird gerettet werden, sie sind *Geliebte* um der Väter willen, Gottes Gnadengaben und Berufung sind *unbereubar*. Christus ist als Diener der Beschneidung (=Juden) gekommen, um die Väterverheißungen zu

1 Auch in: Hans Joachim Iwand, Predigtmeditationen I, Göttingen ³1996, 120f.196.

2 In: Hans Joachim Iwand, Briefe, Vorträge, Predigtmeditationen. Eine Auswahl, hg. von P.P. Sängler, Berlin 1979, 122-133, bes. 132.

Sie scheinen mir aber daran zu kränken, daß sie den Wunsch haben, den Unterschied (oder Gegensatz) zwischen Jesus und dem Frühjudentum wegzuretuschieren oder wenigstens so gering wie möglich erscheinen zu lassen.« Die Arbeiten, die ich zitiert habe, sind historische Darstellungen, die auf wissenschaftlich verantworteter, sorgfältiger Quellenanalyse basieren. Man kann die darin enthaltenen Thesen diskutieren, aber dazu muss man sie erst lesen. Die Forschung geht weiter, wer meint, dies nicht wahrnehmen zu brauchen, wird seine Gründe haben ...

Ich bleibe dabei: Eine Position wie die von Hanns Leiner ist für die Kirche nicht hilfreich, denn sie verhindert »Buße und Trauerarbeit der Kirche« und den Aufbau eines neuen, positiven Verhältnisses, weil sie weiter in den bekannten Bahnen denkt und sich nicht den Zumutungen einer Umkehr aussetzt. Ich bin mir nicht sicher, ob Hanns Leiner die Hervorbringungen und Folgen christlicher Judenfeindschaft wirklich überblickt und ernsthaft bedenkt. Sätze über den Holocaust wie die folgenden kann ich kaum lesen, ohne innerlich aufzuschreien: »Er war ein furchtbares Menschheitsverbrechen, aber eine irgendwie geartete Offenbarungsqualität kommt ihm dennoch nicht zu. Er ist übrigens trotz aller unserer christlichen Mitschuld, nicht auf dem Boden der Bibel und des christlichen Glaubens gewachsen, sondern in einer nachchristlichen und antichristlichen, totalitären Bewegung, die, ausgehend von ihrem völlig unchristlichen Rassenwahn, meinte, die Menschheit vom Judentum befreien und erlösen zu müssen. Das hat christliche Judenfeindschaft so nie gewollt und getan.« Wer genau hat dem Holocaust eine »irgendwie geartete Offenbarungsqualität« zugesprochen? Ich sprach von einem »datum der Theologiegeschichte«. Und die durch »übrigens« eingeleitete Nachbemerkung ist (1) sachlich falsch, denn der christliche Antijudaismus/Antisemitismus hatte an vielen Stellen bereits vor dem 20. Jh. rassistische und eliminatorische Züge und war ein entscheidender Nährboden für den Rassismus der NS-Zeit. Dazu gibt es viele Studien, in denen man das nachlesen kann, zu Luther etwa die von Thomas Kaufmann. Die Nachbemerkung scheint mir (2) auch nicht ehrlich, denn die Aussage »trotz aller unserer christlichen Mitschuld« klingt nach Selbstentlastung, denn sie wird durch das Folgende zur reinen Floskel degradiert. Biblisch

ist die Rede von einer »Mitschuld« jedenfalls nicht. Mir erschließt sich auch die christliche »Mitschuld« nicht, wenn dann doch die Nazis für alles verantwortlich waren. Worin lag die »Mitschuld«? Lag sie vielleicht darin, »nicht brennender geliebt« zu haben?³ Sagen wir's doch lieber einfach und präzise mit den Worten von Pfr. Walter Höchstädter aus dem Jahr 1944: »Der Judenwahn, der schon im Mittelalter furchtbar getobt hatte, ist heute in sein akutes Stadium getreten. Da hat die Kirche, die Gemeinde Jesu Christi, zu bekennen. Da hat sie sich zu bewähren, da hat sie im Namen Jesu Christi Stellung zu nehmen, d.h. Exorzismus zu betreiben. Wenn sie es nicht tut, dann hat sie versagt, genauso wie damals zur Zeit der Hexenverfolgungen. Das Blut von Millionen hingeschlachteter Juden, von Männern, Frauen und Kindern schreit heute gen Himmel. Da darf die Kirche nicht schweigen. Sie darf dazu nicht sagen, die Regelung der Judenfrage sei eine Angelegenheit des Staates, wozu er aufgrund von Römer 13 ein Recht habe. Die Kirche darf auch nicht sagen, in der heutigen Zeit vollziehe sich eben die gerechte Strafe für die Sünden der Juden. ... Es gibt keine indifferente Hal-

³ So die geschraubte Formulierung des Stuttgarter Schuldbekennnisses von 1945.

tung für den Christen in dieser Frage. Es gibt keinen gemäßigten – christlichen – Antisemitismus. Auch dann nicht, wenn er einleuchtend mit vernünftigen (etwa rationalen) Gründen dargelegt wird, oder gar mit wissenschaftlichen (sage: scheinwissenschaftlichen) Gründen. Auch der Hexenwahn wurde einst von Kapazitäten der theologischen, juristischen und medizinischen Fakultäten wissenschaftlich begründet. Der Kampf gegen das Judentum kommt aus derselben trüben Quelle wie einst der Hexenwahn. Das Suchen nach dem »Sündenbock« hat auch die heutige Menschheit nicht verlernt.«⁴

Kurzum: Die Schuld besteht darin, das Evangelium und den Herrn Jesus Christus verraten zu haben. Was mag das bedeuten? ... herausgehauen? (Röm 11,22)

Dr. Wolfgang Kraus, Saarbrücken

Replik auf »Hanns Leiner, Jesus – mehr als ein Rabbi«, in Nr. 3/14

⁴ W. Höchstädter, Darum seid nüchtern, S. 5f., Faksimile am Ende der Autobiografie: Durch den Strudel der Zeiten geführt – ein Bericht über meinen Weg von der Monarchie und der Weimarer Republik durch das Dritte Reich und den Zweiten Weltkrieg, Bubenreuth (bei Erlangen) 1983, auszugsweise bei Röhm/Thierfelder, Juden 4/II, S. 300, oder Hamm, Einstellungen (In Spielräume), S. 85f. Den Hinweis auf diesem Text verdanke ich Axel Töllner.

Judenfeindschaft oder Gottesfeindschaft?

Das von Wolfgang Kraus verfasste »Update« hat bereits zu einer ausführlichen Diskussion geführt. Im Rahmen der Debatte möchte ich weitere Aspekte beleuchten.

Unbestritten gibt es Zusammenhänge zwischen neutestamentlichen Aussagen, die heute als antijudaistisch eingeordnet werden, und dem neuzeitlichen Antisemitismus samt seiner schrecklichen Folgen. Die christliche Kirche hat wohl auch viel zu lange nicht verstanden, wie differenziert das Neue Testament die Beziehung der an Jesus Glaubenden zum Bundesvolk des Alten Testaments beschreibt und einzuordnen versucht.

Mich wundert, dass im Verlauf der bisherigen Diskussion eine einschlägige Perikope – soweit ich sehe – nicht erwähnt wurde: Die Parabel Markus 12,1ff samt Parallelstellen, die in der Lutherbibel die Überschrift »Von den bösen Weingärtnern« trägt. Wenn wir diesen

Text betrachten, werden wir auf einen Zusammenhang gestoßen, der aus meiner Sicht zu wenig bedacht wird: Die Parabel knüpft offensichtlich an ein alttestamentliches Motiv an, das uns vor Augen führt, wie kritisch die Propheten mit ihren Volksgenossen umzugehen pflegten: Das Weinberglied aus Jesaja 5 könnte geradezu exemplarisch für ein Phänomen stehen, das niemand so zu nennen wagt: Judenfeindschaft im Alten Testament (!?): »Wohlan, ich will euch zeigen, was ich mit meinem Weinberg tun will! Sein Zaun soll weggenommen werden, dass er verwüstet werde, und seine Mauer soll eingerissen werden, dass er zertreten werde. [...] Des HERRN Zebaoth Weinberg aber ist das Haus Israel und die Männer Judas seine Pflanzung, an der sein Herz hing. Er wartete auf Rechtsspruch, siehe da war Rechtsbruch, auf Gerechtigkeit, siehe, da war Geschrei über Schlechtigkeit« (Jes 5,5.7).

Niemand käme auf die absurde Idee, dem Propheten Jesaja »Antijudaismus« vorzuwerfen. Markus 12 nimmt das Bild des Weinbergs auf und spitzt die Kritik weiter zu. Noch brisanter wird dieser Befund, wenn wir feststellen: Es gibt namhafte Ausleger, die kein Problem damit haben, die Parabel Jesus selbst zuzuschreiben; so meint etwa Rudolf Pesch: »Einer Rückführung der Parabel auf Jesus steht nichts im Wege; [...] Jesus beantwortet die Frage nach seiner Vollmacht auf dem Hintergrund des auch sonst von ihm herangezogenen Geschichtsmodells vom gewaltsamen Geschick der Propheten. [...] Als ein Gleichnis Jesu ist der Text ein hochbedeutendes Dokument für Jesu Selbst- und Sendungsbewusstsein sowie für Ziel und Anspruch seines Jerusalemer Auftretens, ferner für die Voraussetzung des im Abendmahlstext (14,22–25) überlieferten Todesverständnisses Jesu. Der in der Parabel greifbare eschatologische Vollmachtsanspruch Jesu ist eine grundlegende Voraussetzung urkirchlicher Christologie.«¹ – Jesus selbst ist es also, der sich und sein Schicksal mit dem der Propheten des Alten Testaments in Zusammenhang bringt; die Feindschaft, die diesen entgegenschlug, lässt sich nicht aus der Situation Israels heraus allein erklären, – sie steht exemplarisch für die Gottesfeindschaft des Menschen schlechthin; diese tritt zu Tage, wenn Gott und Mensch aufeinander treffen, um als Schöpfer und Geschöpf in Beziehung zueinander zu leben. Letztlich geht es also bei der Kritik an den »bösen Weingärtnern« nicht um »Judenfeindschaft« – es geht um den Konflikt zwischen Gott und Mensch schlechthin, der offensichtlich wird, wenn der – unter den Bedingungen des Sündenfalls – lebende Mensch versucht, dem Willen Gottes gemäß sein Leben zu gestalten. Wir erreichen also beim Betrachten des Problems erst dann die nötige Tiefenschärfe, wenn wir die Dimension des zugrunde liegenden Konflikts erkennen – Vordergründig: Judenfeindschaft. – Letztendlich: Feindschaft zwischen Mensch und Gott! Am Kreuz erreicht dieser Konflikt seinen Höhepunkt – und erfährt gleichzeitig eine Lösung: Hier kulminiert die Gottesfeindschaft des Menschen, doch indem sie den Sohn tötet, wird sie in ihrer zerstörenden Kraft überwunden: durch den Tod des Sohnes sind wir mit Gott versöhnt worden, »als

¹ Rudolf Pesch, Das Markusevangelium, II. Teil (HThKNT), Freiburg u.a., vierte Auflage 1991, S. 221f

wir noch Feinde waren« (Römer 5,10). Die christliche Kirche hat aus Texten wie der Parabel in Markus 12,1ff häufig falsche Schlussfolgerungen gezogen: Man erkannte in der Kritik Jesu an den »bösen Weingärtnern« meist nur Kritik an Israel – nicht aber am Menschen schlechthin, und damit auch und gerade an jedem Christen; die Fragen, die Markus 12 an uns richtet, lauten: Wo verweigern wir Gott die Früchte, die er in unserem Leben sucht? Inwiefern bringen wir seine mahnende Stimme zum Schweigen, indem wir meinen selbst entscheiden zu können, was gut und sinnvoll für unser Leben ist? Welche Methoden wenden wir an, um das prophetische Wort für irrelevant zu erklären? – Deshalb ist es so entscheidend, dass bei der Auslegung neutestamentlicher Texte, die heute als »antijudaistisch« eingestuft werden, die Tiefenschärfe nicht verloren geht. Das wäre gerade dann der Fall, wenn man wie Kraus den Autoren »zeitgeschichtliche Begrenztheit« unterstellt – diese müssten wir dann Jesaja, Hosea u.a. ebenfalls vorwerfen, – allen, die im Namen Gottes und seiner Gebote Menschen kritisieren, den Menschen, der notorisch daran scheitert, dem Anspruch Gottes gerecht zu werden. Auf diesem Hintergrund kann ich Kraus und seinen Forderungen nur teilweise folgen: Die »bleibende Erwählung« des jüdischen Volkes ist im Anschluss an Römer 9 bis 11 unbedingt zu betonen. Dass Christen sich ihrer Gewissheit, erlöst zu sein, nur im Rahmen eines eschatologischen Vorbehalts trösten dürfen, wird ebenfalls Konsens sein. Dass aber die »bleibende Erwählung« im Zweifelsfall einhergehen könne mit einer ablehnenden oder auch nur neutralen Stellung Jesus Christus gegenüber, erscheint mir als zu massive Form eschatologischer Zurückhaltung: Wie sollte es unter Absehung des für uns Gekreuzigten Hoffnung für den Menschen geben? Wenn gemäß Römer 1,16 das Evangelium die Gotteskraft ist, die alle »rettet« die daran glauben, »die Juden zuerst und ebenso die Griechen«, wie könnte Römer 9 bis 11 wieder in Frage stellen, dass Israel der Rettung (σωτηρία) bedürftig wäre? Gleichwohl finde ich es spannend, der Anregung zu folgen, den christlichen Absolutheitsanspruch in »eschatologische Begrifflichkeit« umzusetzen; ich versuche dies anhand der Offenbarung des Johannes:

1.
Zunächst einmal fällt durchgängig auf, dass der Seher den auferstandenen

Christus von Gott, dem Vater, unterscheidet – und doch gleichsetzt: »Dem, der auf dem Thron sitzt, und dem Lamm sei Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit« (5,13) – Erhaschen wir hier einen Blick auf die eschatologische Lösung des Konflikts um die Messianität Jesu? Geschieht die Rettung Israels dadurch, dass es den Mann aus Nazareth eschatologisch als den erkennt, der gleichberechtigt mit Gott, dem Vater, auf dem Thron sitzt, dem im vollen Sinne »Lob und Ehre und Preis und Gewalt« zukommen?

2.
Die Schlusskapitel 21 und 22 machen zweierlei ersichtlich: Einerseits erfüllt sich im Rahmen des neuen Himmels und der neuen Erde die Heilsgeschichte Israels; gleichzeitig durchbrechen die Dimensionen des neuen Jerusalems jede denkbare Form von Begrenztheit des von Gott gewirkten Heils auf die Partikularinteressen einer Nation:

a) Israel muss erkennen, dass die Erfüllung der Verheißungen Gottes die eigenen Erwartungen in einem Maße sprengen wird, welches unter irdischen Bedingungen kaum zu erraten ist.
b) Die Kirche muss erkennen, dass ihr die wurzelhafte Verbundenheit mit dem ersterwählten Volk bleibend eingestiftet ist.

Dennoch, oder gerade deshalb wird es ein qualitativ völlig neues eschatologisches Miteinander des Volkes Gottes geben.

Zu a) Über das neue Jerusalem schreibt Johannes: »Und ich sah keinen Tempel darin; denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel, er und das Lamm. Und die Stadt bedarf keiner Sonne noch des Mondes, dass sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm. Und die Völker werden wandeln in ihrem Licht; und die Könige auf Erden werden ihre Herrlichkeit in sie bringen. [...] Und man wird die Pracht und den Reichtum der Völker in sie bringen« (Offb 21,22ff).

- Dass es im neuen Jerusalem »keinen Tempel« im herkömmlichen Sinn gibt, lässt sich nur so deuten, dass jede Form von Opferkult eschatologisch aufgehoben sein wird. Kommt auf diese Weise zur Vollendung, dass nach dem Kreuzestod Jesu keinerlei Kultpraxis in alttestamentlicher Form mehr erforderlich ist (vgl. Hebr 9f)?
- Im Licht der Herrlichkeit Gottes und des Lammes wandeln »die Völker«, deren »Pracht und Reich-

tum« einen Platz im neuen Jerusalem finden werden; demnach gibt es keine Kampfsituation mehr zwischen »dem Volk« und »den Völkern« – diese lassen die Bewohner der heiligen Stadt nicht nur in Frieden leben, sondern zählen selbst zu den Bürgern dieser Stadt: die Exklusivität des einen Volkes ist demnach eschatologisch hinfällig geworden!

Zu b) »Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann. [...] sie hatte eine große und hohe Mauer und hatte zwölf Tore und auf den Toren zwölf Engel und Namen darauf geschrieben, nämlich die Namen der zwölf Stämme der Israeliten; [...] Und die Mauer der Stadt hatte zwölf Grundsteine und auf ihnen die zwölf Namen der zwölf Apostel des Lammes« (Offb 21, 2.12.14).

- Die eschatologische »Polis« heißt Jerusalem: schon dadurch wird die in der diesseitigen Welt so umkämpfte und gefährdete Stadt als Zentrum der Geschichte Israels zu einem Ort mit Ewigkeits-Bedeutung.
- Dass die Tore der Stadt die Namen der zwölf Stämme Israels tragen, veranschaulicht auf einzigartige Weise, was in Johannes 4,22 so ausgedrückt ist: »Das Heil kommt

von den Juden.« – Wer dorthin will, wo Gottes Heil auf Ewigkeit Gestalt findet, der muss Tore durchschreiten, die benannt sind nach den Urvätern des Volkes, in dem der Mittler zwischen Gott und Mensch geboren wurde.

- Seltsamerweise dreht sich in der eschatologischen Schau des Johannes die geschichtliche Abfolge gleichsam um: Die Grundsteine jener Mauer tragen »die zwölf Namen der zwölf Apostel des Lammes«! – Ein Hinweis darauf, dass auch aus der Perspektive der Ewigkeit niemand »einen andern Grund« legen kann »als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus« (1. Kor 3,11)?

Wie auch immer: Des Sehers einzigartige Vision der eschatologischen Erneuerung von Himmel und Erde verknüpft in einer Dichte den Alten und den Neuen Bund, dass jeden Systematiker Schwindelgefühle befallen!

Den Schluss der »Offenbarung« bildet gleichwohl ein Wunsch, der den »christlichen Absolutheitsanspruch« mit Händen greifen lässt, ein Wunsch, der die Christen bis heute von den Juden scheidet – und vielleicht doch am Ende der Zeit verbindet wird: »Amen, ja, komm, Herr Jesus« (Offb 22,20)!

*Hans-Hermann Münch,
Pfarrer in Weißenstadt*

wenn ich das immer gleich dem Teufel zuschreiben würde, würde ich den Teufel verniedlichen (würde ihm vermutlich gefallen, denn wo er nicht erst genommen wird, hat er ein weites Betätigungsfeld: Das kann durchaus auch im Gottesdienst sein, oder beim KV, oder bei der Kirchenleitung, oder in meinem Herzen...).

Game-Boy-Gottesdienst? Im März dieses Jahres spielten eine Million Menschen (!) den Gameboy-Klassiker »Pokemon«. Es galt als »soziales Experiment« »Twitch plays Pokemon«, denn 16 Tage spielte diese Million Menschen im Prinzip gleichzeitig, mit Erfolg. Mittels eines IRC-Chatchannels wurden die Befehle durchgegeben und beim Gameboy-Emulator abgeliefert. Die Bewegungen, so erzählt man sich, waren so zielstrebig wie die Diskussionen in Synode und EKD. Zitat: »Die Hauptfigur bewegte sich völlig ohne Sinn und Verstand durch die Spielwelt, zumindest wirkte das so.«³ wie es eben ist, wenn viele Leute etwas gleichzeitig machen und die Kompetenzen sich in unterschiedlichen Grenzen halten...

Vielleicht wären wir bei einem Gameboy-Gottesdienst in der Kirche tatsächlich technisch überfordert, theologisch würde sich vermutlich die Theodizeefrage stellen; da könnten wir profund mithalten, ohne die Zuhörer zu quälen, da sie ihre Narcotica bei sich haben. So schauen wir mal zu Sonderaspekten: Während des ersten Golfkriegs verteilte Nintendo seine Handheld-Spielekonsole an tausende US-Soldaten zur Stärkung der Moral. Vielleicht war dies weniger unmoralisch als die freie Verteilung von Drogen an die GIs im Vietnamkrieg. Dass der Tod marginal ist, ist allerdings eine Grundbotschaft dieser Spiele. Ebenfalls eigentümlich ist die Verbindung einer Spielkonsole mit einem Headset, durch das man Lachgas einatmet: Kinder sollten ohne Angst eine Narkose bekommen, während sie fröhlich spielten. Früher galt mal die Religion als Opium für das Volk – aber auch diesen erträglichen Markt haben wir den Profis überlassen müssen.

Game-Boy: Wer seit damals spielt, hat nun Silberhochzeit – noch eine Anregung für einen Gottesdienst...

*Dr. Volker Schoßwald,
Schwabach*

Da war doch was...

Der »Game Boy« wird 25

Es gibt Fragen, die stellt man sich nicht. Zum Beispiel: Wie lange gibt es den Game-Boy? Wenn man es zufällig mitbekommt, dann denkt man vielleicht: Echt? Also im Klartext: Der Spiele-Diener wird am Ostermontag ein Viertel Jahrhundert alt. Anlass für einen Game-Boy-Gottesdienst? Immerhin: Durch die verschiedensten Spiele ziehen sich programmierte Auferstehungen durch, wie bei den Tamagotchis, die zur Betroffenheit ihrer Besitzer bei falscher Versorgung sterben mussten – aber einen Resetknopf hatten, vermutlich weil sie aus Japan, dem fernen Osten kamen und reinkarnieren¹ konnten.

Ein Vierteljahrhundert alt... interessiert das noch einen? Immerhin wurden über 100 Millionen Exemplare weltweit ver-
1 Korrekter: reinmaschinen konnten.

kauft. Das entspricht in etwa der Zahl der Bibeln, die früher in vier Jahren weltweit verkauft wurden². Trotzdem könnte in unserer schnelllebigen Zeit auch Supermario das Ende seiner Tage ereilt haben, wenn es nicht seit diesem Jahr die iOS-7-App GBA4iOS 2.0 gäbe, mit der iPad/Phone zu einem vollwertigen Emulator des Gameboy wird. Schlägt da das Spieljungenherz schneller? Mit wieviel Hertz hetzt es zum i(dioten?)Pad? Game-Boy-Gottesdienst? Weiche von mir, Satan! Seit April 89 gibt es dieses Machwerk des Teufels, mit dem sich die Jungs von meiner fundierten Predigt absondern! Scherz beiseite: Meiner Predigt hören noch ganz andere Leute aus ganz anderen Gründen nicht zu;

² Das hat sich geändert durch den Vormarsch digitaler Medien und Zugriffe übers Internet.

³ www.gameboyland.de

Das Opfer Jesu

Proexistenz in kultischer Sprache

1. Einleitende Überlegungen

update Es ist schon ein Kreuz mit dem Kreuz. Als zentrales Symbol des Christentums zierte es u.a. Kirchturmspitzen, Altäre und Bibelausgaben. Deshalb ist es bei Kirchgängerinnen und Kirchgängern oder Pfarrerinnen und Priestern aber nicht unbedingt beliebt. Immerhin erinnert es an Jesu Kreuzigung und steht damit für seinen Tod. Außerdem ist noch heute vielen bekannt, dass diese Form der Exekution ein äußerst grausames Ereignis war. Der Kreuzestod Jesu war deshalb schon im Urchristentum schwer zu begreifen und zu verarbeiten. Zutreffend führt Martin Karrer aus, dass er ein korporatives Trauma hinterließ, das nie ganz vergangen ist. Deshalb werde auf den ältesten Stufen der Jesustradition, etwa in der sog. Logienquelle (Q), der Tod am Kreuz stillschweigend übergangen.¹ Doch damit nicht genug. Noch schwieriger wird es, wenn das Christentum gerade diesen Kreuzestod als Heilsereignis verkündet, ihm also eine positive Bedeutung zuschreibt. Wie aber kann ein Todesereignis überhaupt irgendeine soteriologische Relevanz haben? Um diese brisante Frage zu beantworten, wird gern ein anderer Begriff herangezogen: Jesus sei als »Opfer« für uns oder unsere Sünden gestorben. Gerade in Erklärungen der Passionsgeschichte und in Karfreitagspredigten hat die Rede vom Opfer Jesu, oft in Verbindung mit Sühnekonzptionen, erstaunliche Resonanz. Die Frage ist nur, ob damit viel für die christliche Botschaft gewonnen ist. Denn der Opferbegriff selbst evokiert heute mancherlei negative Konnotationen, wie ich in einem vor kurzem in diesem Journal publizierten Beitrag skizziert habe (»Was ist ein Opfer? Perspektiven der Torah«). Deshalb ist auch die Rede vom Opfer Jesu nicht kritiklos aufgenommen worden.

Angesichts dieses Problemfeldes möchte ich im Folgenden die ambivalente

1 M. Karrer, Das Kreuz. Neutestamentliche Impulse für die gegenwärtige Diskussion, in: P. Bosse-Huber u.a. (Hg.), Glaube und Verantwortung (FS N. Schneider), Neukirchen-Vluyn 2012, 107–122, hier 107–109.

Diskussion zum Opfer Jesu in der jüngeren Forschung darzustellen und einige diesbezügliche kultische Motive im Neuen Testament erläutern. Die Kürze des vorliegenden Beitrages erfordert die Ausgrenzung nicht-kultischer Motive.

2. Kurzer forschungsge-schichtlicher Überblick

Neuere Entwicklungen in der Diskussion um das Opfer Jesu können im weiteren Sinne noch immer als Reaktionen auf die Satisfaktionslehre gesehen werden, welche Anselm von Canterbury (1033–1109 n. Chr.) in seiner Schrift *Cur deus homo* – »Warum Gott Mensch [wurde]« – entworfen hatte. Anselm beschrieb darin menschliches Heil anhand mittelalterlicher Rechtskategorien: Weil Sünde eine unendliche Beleidigung der Ehre Gottes darstelle, hätten Menschen die Todesstrafe verdient. Wegen Gottes gerechtem Zorn sei die einzige angemessene Wiedergutmachung (lateinisch *satisfactio*) der ersatzweise Tod Jesu als sühnendes Opfer. Diese Interpretation wurde später u.a. von der Reformation in modifizierter Weise übernommen (vgl. *Confessio Augustana* IV). Kritisiert wurden solche christologisch-soteriologischen Konzepte in der Folgezeit verschiedentlich. So wies Baruch de Spinoza Opfer als überkommene zeitgenössische Vorstellungsformen zurück; für Friedrich Nietzsche war »das Opfer des Unschuldigen für die Sünden des Schuldigen ... schauerhafte(s) Heidentum«.² Rudolf Bultmann zufolge war speziell die mythologische Gedankenwelt, »in der sich Opfervorstellungen und eine juristische Satisfaktionstheorie mischen, ... für uns nicht nachvollziehbar«.

Anzufragen bleibt allerdings, ob das homiletische Problem, vergangene Vorstellungskategorien heute angemessen zu vermitteln, dazu führen kann, exegetisch-hermeneutische Befunde zu vernachlässigen. In der Tat wurden der Opferkult des Alten Testaments sowie davon abgeleitete soteriologische Kultmetaphern im Neuen Testament in der Forschung lange Zeit weitgehend igno-

2 F. Nietzsche, Der Antichrist, in: ders., Werke, Bd. 2 (hg. von K. Schlechta), Darmstadt 1997, 39.

riert. Erst Hartmut Gese wandte sich dem jüdischen Opferkult wieder zu und beschrieb Sühne als stellvertretendes Inkorporationsgeschehen des Menschen in das Heilige Israels; die Heilsrelevanz von Jesu Tod sei ihm zufolge überhaupt *nur* anhand alttestamentlicher Sühnekonzeppte zu fassen.³ An dieses Verständnis knüpften verschiedene weiterführende Entwürfe mehr oder weniger direkt an, um unter Verwendung des Opferbegriffs den Kreuzestod Jesu als stellvertretende Selbsthingabe für die Menschen darzustellen.⁴ Doch auch gegen diese Position wurde Kritik geäußert. So wurde geltend gemacht, dass sich im Neuen Testament verschiedene soteriologische Interpretationsansätze zum Tode Jesu finden, wobei der vom Sühnekult abgeleitete keineswegs dominant oder der einzige sei.⁵

3. Beispiele der Opfermetaphorik im NT

Wie, in welcher Form und mit welcher Bedeutung manifestiert sich nun die Rede vom Opfer Jesu in den Schriften

3 Vgl. H. Gese, Die Sühne, in: ders., Zur biblischen Theologie. Alttestamentliche Vorträge, Tübingen 21983; 85–106 (= BEvTh 78, München 1977).

4 Vgl. z.B. P. Stuhlmacher, Das Opfer Christi und das Opfer der Gemeinde, in: Das Opfer Christi und das Opfer der Christen. Siebtes Theologisches Gespräch zwischen Vertretern der Russischen Orthodoxen Kirche und der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 6. bis 10. Juni 1976 in der Evangelischen Akademie Arnoldshain (ÖR.B 34), hg. v. Kirchlichen Außenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Studienheft 10), Frankfurt 1979, 127–135; ders., Existenzstellvertretung für die Vielen: Mk 10,45 (Mt 20,28), in: R. Albertz u. a. (Hg.), Werden und Wirken des Alten Testaments (FS C. Westermann), Göttingen/Neukirchen-Vluyn 1980, 412–427; O. Hofius, Erwägungen zur Gestalt und Herkunft des paulinischen Versöhnungsgedankens, in: ders., Paulusstudien, Tübingen 1989, 1–14; U. Wilckens, Theologie des Neuen Testaments. Bd. 1: Geschichte der urchristlichen Theologie, Teilband 2, Neukirchen-Vluyn 2003, hier u.a. 77–83.

5 Vgl. z.B. G. Friedrich, Die Verkündigung des Todes Jesu im Neuen Testament (BThS 6), Neukirchen-Vluyn 21984; C. Breytenbach, Versöhnung. Eine Studie zur paulinischen Soteriologie (WMANT 60), Neukirchen-Vluyn 1989; ders., Versöhnung, Stellvertretung und Sühne. Semantische und traditionsgeschichtliche Bemerkungen am Beispiel der paulinischen Briefe, NTS 39 (1993), 59–79. Einen prägnanten Überblick bietet J. Frey, Probleme der Deutung des Todes Jesu in der neutestamentlichen Wissenschaft. Streiflichter zur exegetischen Diskussion, in: ders./J. Schröter (Hg.), Deutungen des Todes Jesu im Neuen Testament (WUNT 181), Tübingen 2005, 3–50.

des Neuen Testaments?⁶ Zu betonen ist zunächst, dass die diesbezügliche Begrifflichkeit dort *metaphorisch verwendet wird*. Wenn sie traditionsgeschichtlich an Jesu Kreuzestod anknüpft, dann liegt der Versuch vor, eine profane Exekution anhand von Metaphern verständlich zu machen. Metaphorik, die dem alttestamentlichen Opferkult entlehnt ist, wird also nicht deskriptiv verwendet, sondern in kreativer Weise, *um bestimmten geschichtlichen Ereignissen einen Sinn zuschreiben zu können*. Im Folgenden werden nun einige kultisch-soteriologische Motive und Konzepte thematisiert: die Bezeichnung Jesu als »Opfer«, die Rede vom »Blut Jesu« und die Prädikation Jesu als »Lamm«.

3.1. Jesus, das Opfer

Angesichts der häufigen Rede vom »Opfer« Jesu in der modernen christlichen Theologie und Kirche mag es überraschen, dass sie sich in den Evangelien nirgends und sonst im Neuen Testament nur im Epheser- und Hebräerbrief findet. Die Bezeichnung Jesu als »Gabe und Opfer für Gott zum lieblichen Wohlgeruch« (Eph 5,2) geht auf Terminologie des alttestamentlichen Opferkults zurück. Sie interpretiert die Verbrennung auf dem Brandopferaltar und besagt, dass die Opfermaterie von Gott akzeptiert worden ist. Für die Auslegung von Eph 5,2 ist der paränetische Kontext wichtig: Das »Opfer« Jesu soll ein Beispiel für konkretes christliches Verhaltens sein. Deshalb liegt es nahe, dass sich die Opfermetapher hier nicht ausschließlich auf Jesu Tod, sondern *auch auf sein Leben zugunsten anderer* bezieht, also seine *Proexistenz*, deren anschauliche Facetten Vorbildcharakter haben. Dass sich Opfermetaphern nicht immer auf ein Todesereignis beschränken, ist im Neuen Testament verschiedentlich deutlich. So bezeichnet Paulus in Phil 4,18 Gaben, die er empfangen hat, als »einen lieblichen Geruch, ein angenehmes Opfer, wohlgefällig für Gott« (solche Gaben können schlechterdings nicht getötet werden); ferner fordert er in Röm 12,1 die Briefadressaten auf, den eigenen Leib als »lebendiges

6 Die folgenden Überlegungen sind eine Zusammenfassung dessen, was ich anderweitig bereits dargestellt habe. Vgl. z.B. meine folgenden Publikationen: Kultmetaphorik und Christologie. Opfer- und Sühneterminologie im Neuen Testament (WUNT 306), Tübingen 2013; Art. „Opfer (NT)“, WiBiLex (<http://www.wibilex.de>); The Sacrifice of Jesus. Understanding Atonement Biblically (Facets), Minneapolis 2011, hier 102–123. Im vorliegenden Beitrag sind nur direkte Referenzen auf diese früheren Arbeiten explizit gekennzeichnet.

Opfer« darzubieten. Die christologische Opfermetapher in Eph 5,2 besagt in diesem Sinn, dass Jesu gesamte Mission »als Ausdruck genuinen Gottesdienstes in besonderer Weise akzeptiert und in ihr Gottes Liebe in exemplarischer Weise sichtbar wurde«.⁷

Anderes gilt für den *Hebräerbrief*, der außer einer eigenständigen christologischen Konzeption auch den Opferbegriff mit neuem Schwerpunkt verwendet. Hier lesen wir, dass sich Jesus »ein für alle Mal ... selbst opferte« (Hebr 7,27; s.a. 10,10.12.14). Ein solches Opfer ist im Kult des Alten Testaments unbekannt, was darauf hinweist, dass hier *innovativ gedacht wurde*. So bezieht sich Jesu einmaliges Opfer tatsächlich auf seinen Tod, der den Zugang zum Himmel eröffnet. Hier fungiert Jesus nun als Fürsprecher für die Menschen bei Gott.

3.2. Das Blut Jesu

Ferner ist Jesu Opfer oft dort impliziert, wo im Neuen Testament von seinem Blut die Rede ist. Vermitteln solche Passagen nun im Sinne häufig rezipierter moderner Sühnekonzptionen ein Todesgericht bzw. eine stellvertretende Inkorporation sündiger Menschen in das Heilige? Dargestellt wurde in meinem vor kurzem in *update* publizierten Beitrag, dass sühnende Blutriten im Alten Testament *Weihe* bewirken; darunter ist *kultisch effektive Reinigung von Sünde durch direkten physischen Kontakt mit Opferblut* zu verstehen. Letzteres hat besondere »Macht« aufgrund des ihm innewohnenden *Tierlebens*. (Eine existentielle Stellvertretung des Menschen durch das Opfertier, die anschließend zu einem Inkorporationsgeschehen führen würde, ist hier gleichwohl nirgends angelegt.)

Auf diese Sühnevorstellungen bezieht sich das Neue Testament, wenn wir u.a. lesen: »das Blut Jesu ... reinigt uns von jeder Sünde« (1Joh 1,7; s.a. Offb 7,14). Der reinigende Kontakt mit Jesu Blut – also seinem Leben – *ereignet sich im Abendmahl*, wo Wein unter Rückgriff auf den Sinaibund (Ex 24,8) als »Blut des Bundes« bezeichnet und getrunken wird. In einem neuen Weihegeschehen *erfährt die christliche Gemeinde Sündenvergebung und wird so zu einer heiligen und priesterlichen Versammlung*.

3.3. Jesu als »Lamm«

Ist die Apostrophierung Jesu als »Lamm« stets als Anknüpfung an den Opferkult zu verstehen? Diese Frage ist zu verneinen. Allein die Aussage in 1Petr 1,18–7 Eberhart, Art. »Opfer (NT)«, WiBiLex.

19, Christen seien »mit dem kostbaren Blut Christi als eines fehlerfreien und reinen Lammes« freigekauft, rezipiert (in Verbindung mit dem profanen Motiv des Freikaufs) tatsächlich kultische Vorstellungen. Die konkrete Terminologie in anderen neutestamentlichen Texten weist eher auf die *Passatradition* als traditionsgeschichtlichen Hintergrund. Das ist in 1Kor 5,7 explizit (»denn unser Passalam, [nämlich] Christus, ist geschlachtet«), außerdem bei der Bezeichnung Jesu als »(geschlachtetes) Lamm« (Offb 5,6; 12,11; 13,8 u.ö.) naheliegend. Die Betonung der Schlachtung weist auf den charakteristischen Blutrismus hin, der nach Ex 12,1–13,21–23 *apotropäische Wirkung* hat, also Todesmächte abwehren kann. Ein kultisches oder gar sühnendes Opfer ist das Passaritual allerdings nicht.⁸ Mehrdeutig ist in traditionsgeschichtlicher Hinsicht schließlich die Prädikation Jesu als »Lamm Gottes« (Joh 1,29.36). Sie evoziert gleichermaßen die Passatradition, das vierte Gottesknechtslied (Jes 52,13–Jes 53,12), welches ohne kultische Bezüge von stellvertretendem Leiden und Sterben zugunsten anderer handelt, und ggf. auch den Opferkult.

4. Fazit

Welche soteriologischen Aspekte vermittelt die Bezeichnung Jesu als Opfer im Neuen Testament? Geht es um Jesu stellvertretenden Sühnetod? Dieser Beitrag deutet an, dass sich die Rede von Jesu Opfer nicht allein auf seinen Tod, sondern auch auf seine gesamte Mission bezieht, also auf seine Proexistenz. In ähnlicher Weise evoziert das »Blut Jesu« sein für die Menschen gegebenes Leben. Das impliziert, dass kultische Sühne durch die Vorstellung eines stellvertretenden Todes nicht angemessen beschrieben ist; sie assoziiert stattdessen ein Heilsgeschehen auf der konzeptionellen Grundlage von Reinigung und Weihe. Schließlich rezipiert die Prädikation Jesu als »Lamm« primär die Passatradition, die nicht zum Opferkult gehört.

Dr. Christian A. Eberhart

Zur Person: siehe in der März-Nummer!

8 Vgl. C. Schlund, Deutungen des Todes Jesu im Rahmen der Pesach-Tradition, in: J. Frey/J. Schröter (Hg.), Deutungen des Todes Jesu im Neuen Testament (WUNT 181), Tübingen 2005, 397–411.

Theologie – das älteste Frauenstudium auf deutschem Boden

Erinnerung an Dr. Maria Heinsius, geb. Stoeber, zu ihrem 35. Todestag.

Schon im Kaiserreich setzten einzelne junge Frauen ihren Wunsch, Theologie zu studieren, in die Tat um. Zu ihnen gehört Maria Heinsius, geb. Stoeber. 1893 wurde sie als bayerische Pfarrerstochter in Regensburg geboren. Ihr Großvater war Dekan in Pappenheim. Mit Beginn ihres Theologiestudiums wechselte sie nach Heidelberg. Ute Gause hat Leben und Werk von Heinsius gewürdigt.¹ Die badische Landeskirche blieb zeitlebens Ort ihres Wirkens. Sie ist daher zu den badischen Theologinnen zu rechnen. Dennoch sollte die Erinnerung an sie in der bayerischen Landeskirche nicht fehlen. Schließlich sie ist die erste uns bekannte, aus Bayern stammende Frau, die ein Theologiestudium absolvierte. Von Jugend an zeichnete sie sich durch Intelligenz und Wissensdrang aus. Ihr Vater, Pfarrer Wilhelm Stoeber, erkannte ihre Fähigkeiten und förderte sie, unter anderem durch Unterricht in Latein und Altgriechisch. Sie selbst nahm mehrfach Schul- und Ortswechsel in Kauf, um höhere Bildung zu erlangen. In Nürnberg, wo sie von 1909 bis 1912 zur Vorbereitung des Abiturs bei Verwandten lebte, hörte sie Predigten Friedrich Rittelmeyers und Christian Geyers. Später wandte sie sich der Dialektischen Theologie zu. Das Abitur legte sie in Würzburg ab. Ihr Vater, Kirchenrat Wilhelm Stoeber, verstarb wenige Monate vor seinem Tod, im Dezember 1912 auf die Begabung seiner Tochter:

»Vielleicht darf ich als eine der letzten Freuden, die mir wiederfuhr, Euer Exzellenz mitteilen, daß meine Tochter Maria das Realgymnasium durch Prüfung in Würzburg absolvierte und zwar mit der 1. Note in allen Fächern. Sie will jetzt die Universität München beziehen, wo sie der neuen Prüfungsordnung gemäß für das Lehramt in der deutschen Sprache,

¹ Vgl. Gause, Ute: Maria Heinsius (1893–1979). In: Mager, Inge (Hg.): Frauenprofile des Luthertums. Lebensgeschichten im 20. Jahrhundert. Gütersloh 2005. (Die Lutherische Kirche – Geschichte und Gestalten Bd. 22), 390–409. Vgl. Bitz, Hilde: Art. Maria Heinsius, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. 32 (2011), Sp. 656–659. S. P. Wolf: Maria Heinsius, in: Baden-Württembergische Biographien Bd. 4 (2007), 133. Monika Zeilfelder-Löffler: Agnes Adele Luise Maria Heinsius. In: Evangelische Frauen in Deutschland e.V. (Hg.): www.frauen-und-reformation.de.

der Geschichte und der französischen oder englischen Sprache sich vorbereiten will. Wenn ihr Gott ihre Gesundheit erhält, hoffe ich, sie soll auch künftighin etwas Hervorragendes leisten.«²

Nach einer kurzen Zeit an der Münchner Universität begann sie 1913 in Heidelberg mit dem Theologiestudium. Sie schloss es 1917 mit einer Promotion ab. Als Note erhielt sie summa cum laude. Das Thema ihrer Dissertation bei Professor Georg Wobbermin lautete »Der Streit über theozentrische und anthropozentrische Theologie im Hinblick auf die theologische Grundposition Schleiermachers«. 1918 heiratete sie. Sie betätigte sich engagiert als Pfarrfrau, Wissenschaftlerin und in weiteren kirchlichen Funktionen. 1946 legte sie im Alter von 53 Jahren die zweite theologische Prüfung vor dem Evangelischen Oberkirchenrat in Karlsruhe ab.

Maria Heinsius ist durch zahlreiche Veröffentlichungen, insbesondere zu christlichen Frauengestalten des Mittelalters bekannt geworden. Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet elf Werke unter ihrem Namen. Wissenschaftliche Akribie, Quellenstudium und die Begeisterung für das jeweilige Forschungsthema charakterisieren ihre Arbeiten. Für die bayerische Landeskirche relevant ist ihre Studie zu Argula von Grumbach (1935), einer Reformatorin, die in ihrer Bedeutung erst Ende des 20. Jahrhundert breiteren Kreisen bekannt geworden ist.

Im November 1940 referierte Heinsius in Nürnberg auf einer Tagung des Verbandes Evangelischer Theologinnen in Deutschland, zu dessen Mitgliedern sie gehörte. Man diskutierte hier intensiv über das Amt der Theologin, denn innerhalb der Bekennenden Kirche standen angesichts des Pfarrermangels zu dieser Frage Entscheidungen an. Heinsius betonte die Relevanz ihrer kirchenhistorischen Arbeiten für die Beurteilung der »Theologinnenfrage«:

»Quellenmässig ist ganz klar zu erweisen, dass es – was den meisten Theologen völlig unbekannt ist – eine sehr bedeutsame kirchliche Frauenarbeit auf der Grundlage der theologischen

² LAELKB, Bestand: LAELKB, Oberkonsistorium 7802: 12.9.1912 Wilhelm Stoeber an Euer Exzellenz.

Bildung seit den Anfängen christlicher Kirchenbildung in Deutschland gegeben hat, – allerdings keine weiblichen Priesterinnen.«³ Sie wolle mit ihren Studien zeigen, »dass unser Studium das älteste und schönste Frauenstudium auf deutschem Boden ist und dass wir wirklich nicht allein stehen.« Ihre Erkenntnisse wurden von den Berliner Vikarinnen in deren Stellungnahme gegen ein von Peter Brunner für die Bekennende Kirche verfasstes Gutachten verwendet. Brunner hatte darin dem öffentlichen Wirken von Frauen in Verkündigung und Sakramentsverwaltung eine theologisch begründete Absage erteilt.

Ausgerechnet das Theologiestudium als das älteste Frauenstudium auf deutschem Boden zu bezeichnen, war eine herausfordernde Formulierung. Dennoch verstand sich Heinsius nicht als Frauenrechtlerin. Wie bei den meisten frühen Theologinnen stand auch bei ihr nicht die Forderung nach Gleichberechtigung im Vordergrund. Ihr Anliegen war die ernsthafte Beschäftigung mit theologischen Fragen, insbesondere die Erforschung der Geschichte christlicher Frauen. Durch diese Auseinandersetzung mit der deutschen Kirchengeschichte erschloss sich ihr ein neuer Zugang zu der Frage, welche Aufgaben und Rollen Frauen in der Vergangenheit in der Kirche übernommen hatten. Dies sah sie als wegweisend für die Gegenwart. Ihre Arbeit verstand sie ähnlich wie die anderen frühen Theologinnen als »persönliche Hingabe an den Herrn«, als Dienst innerhalb der Kirche. In der Theologinnenfrage wagte sie zunächst noch kein abschließendes Urteil, sah aber die Notwendigkeit, dass eine Frau im geistlichen Amt eine Legitimation durch die Kirche benötigte. Sie äußerte 1941:

»Persönlich könnte ich mich nicht entschließen, heute schon die Frage, ob einer Vikarin das öffentliche Lehramt und die Verwaltung der Sakramente übertragen werden kann, ohne weiteres mit Ja zu beantworten. Meines Erachtens sind diese Dinge noch nicht spruchreif. Ich stimme darin ganz mit dem zusammen, was Maria Weigle auf dem Nürnberger

³ EZA 611/32 Nachlass Klara Hunsche: 9.1. 1941 Maria Heinsius an Helga Zimmermann (verh. Weckerling).

Treffen sagte, dass man hier nicht auf Entscheidungen drängen, sondern die Dinge sich entwickeln lassen soll; auch ist der ebenfalls von Maria Weigle geltend gemachte Gesichtspunkt wohl zu beachten, dass bei der Frage nach der Ordination auch die Möglichkeit einer etwaigen Verheiratung der Vikarin zu beachten ist. Wenn die Ordination im Vollsinn erstrebt wird, dann müsste wohl der Beruf als etwas Lebenslängliches ins Auge gefasst werden, so wie man es ja auch von der Diakonissen, wenn auch ohne Gelübde im katholischen Sinn, erwartet, daß sie unverheiratet bleibt.«⁴

1955 plädierte sie für das Recht von Theologinnen auf den kirchlichen Dienst. Sie sprach dabei von einem vom Pfarramt zu unterscheidenden geistlichen »Amt eigener Art« für Frauen. Damit entsprach sie einer bei den Kirchenleitungen damals verbreiteten Anschauung. Eine Folge davon waren in den 1960er Jahren die »Pastorinnen-gesetze« verschiedener Landeskirchen. Hierbei wurde ordinierten Frauen einerseits die Hauptaufgaben von Pfarrern anvertraut, nämlich öffentliche Verkündigung und Sakramentsverwaltung, gleichzeitig jedoch wurden, anders als bei den männlichen Amtsträgern Einschränkungen formuliert, z.B. die Forderung, unverheiratet zu bleiben. In Bayern blieben die Einschränkungen für Frauen im geistlichen Amt wesentlich einschneidender. Frauen wurden bis 1975 nicht ordiniert, sondern eingeseget. 1970 wurde ein neues Theologinnengesetz verkündet, demzufolge eingesegete Pfarrvikarinnen ähnlich wie ehrenamtliche Prädikanten mit einer besonderen Genehmigung die Sakramente verwalten durften. Die Ordination für Frauen und die Gleichstellung von Pfarrerinnen und Pfarrern im Pfarrergesetz kamen erst 1975.

Aus dem Jahr 1974 ist ein Briefwechsel mit dem bayerischen Landesbischof Dietzfelbinger erhalten geblieben. Heinsius regierte darin auf einen Artikel des Stern (»Die Frau als Hirte«⁵), durch den sie sich in ihrem Selbstverständnis vollkommen missverstanden fühlte. Darin war neben Angriffen auf Dietzfelbingers konservative Haltung in der Frage der Frauenordination behauptet worden, die inzwischen 81jährige Maria Heinsius

4 EZA 611/32 Nachlass Klara Hunsche: 9.1.

1941 Maria Heinsius an Helga Zimmermann (verh. Weckerling).

5 »Die Frau ist mein Hirte« In: Stern, Nr. 25 vom 12.6.1974.

warte immer noch auf einen ihr zustehendes Amt. Ihr Schreiben ist ein interessantes Dokument, zeigt es doch, wie sie im Rückblick ihr Leben als Theologin und Pfarrfrau deutet. Sie betont, ihr sei es nicht um das säkulare Anliegen der Frauenbewegung nach Gleichberechtigung gegangen. Dennoch wird an ihrem selbstverständlichen Anspruch, wie ihre männlichen Kollegen aus rein sachlichen Gründen studiert zu haben, deutlich, wie sehr sie von den Anliegen der bürgerlichen Frauenbewegung geprägt war und davon profitieren konnte. »Zu meiner Bestürzung musste ich sehen, dass gleich auf der ersten Seite im Zusammenhang mit einem mich empörenden Angriff auf Ihre Persönlichkeit auch mein Name genannt ist – selbstverständlich ganz ohne mein Wissen, aber sehr geeignet bei den Lesern ein peinliches Missverständnis hervorzurufen.

Dabei ist die Äusserung, dass ich mit 81 Jahren in Freising im Exil lebe, noch immer ohne Amt und Würden, ein völliger Unsinn. Als ich 1913 in Heidelberg mein Theologiestudium begonnen habe, gab es ja weder in Bayern noch anderswo die Aussicht auf eine mögliche Verwendung im kirchlichen Dienst und nichts lag mir ferner als der Gedanke an irgendwelche Rechtsansprüche im Sinn einer säkularen Gleichberechtigung von Mann und Frau. Ich habe Theologie studiert aus sachlichem Interesse und weil ich grosse Freude daran hatte, und ich habe auch nie bereut diesen Weg gegangen zu sein. Nachdem ich 1917 mein Studium mit dem Dr. theol. abgeschlossen hatte, habe ich mich 1918 mit einem Pfarrer der badischen Landeskirche verheiratet. In eifriger Mitarbeit in unsern Gemeinden und später auch in verschiedenen kirchlichen Aufgaben, die an mich herangetragen wurden, habe ich eine reiche Erfüllung meines Lebens gefunden, für die ich nicht dankbar genug sein kann.

Wenn auch von einem Exil keine Rede sein kann, so ist es mir doch unangenehm, auf eine so missverständliche Weise dem grossen Leserkreis des »Stern« vorgestellt zu werden. Ich habe deshalb an die Redaktion geschrieben und um eine Richtigstellung gebeten. Auch das Frauenwerk unserer Landeskirche habe ich verständigt.

Und nun darf ich vielleicht noch Folgendes hinzufügen: Wenn ich auch in Baden eine zweite Heimat gefunden habe, so habe ich meine bayerische Heimat keineswegs vergessen. In der

Zeit des Kirchenkampfes habe ich ja mein erstes Büchlein »Das Bekenntnis der Frau Argula von Grumbach« meiner lieben bayerischen Heimatkirche gewidmet und auch meine Herkunft aus alten fränkischen Pfarrersfamilien verbindet mich mit ihr. Mein Vater war der jüngste Sohn des Dekans Karl Stöber in Pappenheim, der durch seine Erzählungen aus dem Altmühltal bekannt geworden ist.«⁶ In seiner Antwort betonte Dietzfelbinger, Heinsius' Darstellung der Frauengestalten der deutschen Frühzeit habe ihn über viele Jahre hin sowohl begleitet wie in seinen »Vorstellungen über den bedeutsamen Dienst der Frau in der Kirche« beeinflusst.

1979 verstarb Maria Heinsius im Alter von fast 86 Jahren.

Auguste Zeiß-Horbach,
Neuendettelsau

6 LAELKB, LB 54, 24.6.1974: Maria Heinsius, Freiburg/Breisgau an LB Dietzfelbinger.

Aussprache

Ein Briefwechsel ...

Lange Zeit hatte ich von ihm nichts gehört, dann hatte er mich im Internet ausfindig gemacht und offensichtlich das Bedürfnis, seinem alten, ehemaligen Religionslehrer zu schreiben. Er wollte wissen, wie es geht, und erzählt etwas von sich und seinem Ergehen nach dem Abitur.

Und dann hat er eine »religiöse Frage«: »Eine religiöse Frage, ja die habe ich in der Tat. Und zwar wollte ich meinen Sohn taufen lassen. Allerdings hat der ortsansässige Pfarrer meine Frau und mich da etwas abprellen lassen. Hintergrund ist, dass ich trotz christlicher Erziehung, dem besten Religionsunterricht der Welt und auch nach wie vor einem ungebrochenen starken Glauben an Gott

aus der Kirche ausgetreten bin. Das hatte verschiedene Gründe. Meine Frau, als geborenes Sachsen-Mädel, ist konfessionslos aufgewachsen. So, und da hat uns – wie gesagt – der lokale evangelische Pfarrer die Tür vor der Nase zugestoßen. Er meinte (grob zusammengefasst), dass wir als »Nicht-Mitglieder« unserem Sohn die christlichen Werte nicht vermitteln könnten. Und wenn die Paten, meine Schwester D. und eine Freundin meiner Frau, selbst auch nicht in der Kirche wären bzw. nicht in der Nähe wohnen würden, auch dieser Kanal der christlichen Erziehung verschlossen sei.

Ich schreibe das etwas ironisch, Sie merken es schon. Da habe ich mich nicht so sehr verändert. Na ja, jedenfalls hat der Kollege (obendrein auch noch ein Franke!) noch den einen oder anderen Spruch abgelassen, der mich doch schon sehr verwundert hat. Ich war auch ganz schön perplex, sonst hätte ich ihm vielleicht in meiner bekannt charmanten Art den einen oder anderen Spruch mit auf den Heimweg gegeben. Letztlich geht es aber hier um meinen kleinen Niklas und nicht um mich. Ich denke ich kann meinen Sohn sehr wohl christlich erziehen, auch wenn ich kein »zahlendes« Mitglied mehr bin. Rückblickend auf meine christliche Erziehung ist es mir schon sehr wichtig, dass Niklas das gleiche Glück erfahren kann. Wie er sich nach einer Konfirmation oder mit 18 Jahren entscheidet, ist dann allein seine Sache. Jetzt hätte ich fast die Frage vergessen. Ich wollte zum einen wissen ob das eine »willkürliche« Entscheidung der lokalen Vertretung ist, oder ein stilles (oder auch lautes) Gesetz innerhalb der evangelischen Kirche? Da ich mittlerweile auch Taufpate des Sohnes eines Freundes bin, weiß ich, dass man zumindest in der katholischen Kirche auch konfessionslos Pate werden darf/kann. Es liegt aber wohl auf der Hand, dass ich zur evangelischen Kirche tendiere.«

Meine umgehende Antwort darauf lautete:

»... Was nun die Taufe von Niklas und die Reaktion des Ortspfarrers angeht, so kann ich euch beide gut verstehen. Wann immer ich höre, dass jemand aus der Kirche ausgetreten ist, den ich kenne, bekümmert mich das. Dabei ist es nicht so sehr der verlorene Kirchensteuerzahler, obwohl jeder »Verein« im Blick auf seine »Vereinsziele und Dienstleistungen« auf Mitglieder angewiesen ist, die ihre Vereinszugehörigkeit sich auch etwas kosten lassen. Es ist mehr der Ab-

schied von einer Organisation, der ich keine Relevanz mehr für mein Leben abgewinne, die für mich ohne Nutzen ist. Und weder »christliche Erziehung«, noch »der beste Religionsunterricht der Welt«, noch ein andauernder »ungebrochener starker Glaube« waren bzw. sind stark genug (gewesen), um weiter in der Kirche zu verbleiben. Das ist schade. Das ist auch deshalb schade, weil die Kirche solche Leute wie euch dringend bräuchte.

Denn hinzu kommt, dass die Kirchen derzeit Gefahr laufen, »sich selbst abzuschaffen«, wie ein provokanter Buchtitel lautet. Das, was an Problematiken jetzt in der katholischen Kirche stattfindet, geht auch an der evangelischen nicht spurlos vorbei. Das Image ist schlecht, manche Vorwürfe sind berechtigt, und – ich gebe das traurig zu – die Attraktivität einer Kirchenmitgliedschaft ist auch für jemanden, der konfessionslos aufgewachsen ist, nicht sehr groß. Aber Kirche ist nicht nur diskussionswürdig, nicht nur immer reformbedürftig, sondern auch der Ort mit einem Sinn-Angebot, mit der Möglichkeit, sich zu engagieren, sich einzubringen; sie kann ein Stück Heimat, eine Gemeinschaft bieten, sie braucht Leute, die mittun. Stark finde ich deine Argumentation im Blick auf Niklas: Es soll ihm nichts fehlen. Er soll das gleiche Glück wie sein Vater erfahren. Ich will ihm nichts vorenthalten. Vielleicht könnte man es sogar noch zuspitzen: Ich stehe einer christlichen Erziehung meines Sohnes nicht nur nicht im Wege, sondern ich fördere sie explizit: Niklas kann/soll in einen christlichen Kindergarten und soll Religionsunterricht haben und konfirmiert werden. Da müsste dann doch eine Taufe möglich sein. Und bin ich so nicht »geeigneter« als jemand, der zwar in der Kirche ist, dadurch natürlich problemlos sein Kind getauft bekommt, aber der sich überhaupt nicht weiter um die religiösen Belange schert?

Vielleicht hat das der Kollege nicht so gehört und aufgenommen, sondern »nach Aktenlage« und KL-O (=Kirchlicher Lebensordnung) argumentiert: Taufe benötigt Eltern, von denen zumindest ein Teil einer christlichen Kirche angehört, was auch von den Paten gilt. Dass ein zweiter oder dritter Pate – auch als einer anderen oder eventuell keiner Kirche angehörend – eingetragen wird, kommt vor, setzt aber einen ersten Paten, der Kirchenmitglied ist, voraus. Hinzu kommt noch ein Faktor, den ich »ortsüblich« nennen würde, vielleicht

besser »gemeindeüblich«. Und da kann es dann schon sein, dass man eine klare Linie hat und »fährt« und sagt: Wir erwarten von den Eltern, wenn sie ihr Kind taufen lassen wollen, dass sie nicht nur ideell, sondern – zumindest ein Teil – als Kirchenmitglied dahinter stehen. Und wir erwarten von den Paten, dass sie ihren Auftrag, stellvertretend für die Gemeinde sich für die christliche Erziehung ihres Patenkindes einzusetzen, wahr machen. Darum muss ihnen dieser Auftrag wichtig sein. Nun gibt es in Bayern das Parochie-Prinzip, d.h. für einen Wohnsitz ist eine bestimmte Gemeinde und ein bestimmtes Pfarramt zuständig. Wenn Niklas statt in G. z.B. in W. getauft würde, bräuchte der dortige Pfarrer die Genehmigung des zuständigen Pfarramts in G. zur Taufe, wenn er sich keine Argumentation zu eigen macht.

Vielleicht sprichst du deinen Gemeindepfarrer tatsächlich noch einmal an. Vielleicht schaust du dir deinen Sohn an, dieses wunderbare Gottesgeschenk, und sagst ihm: Mein Sohn, du bist mir das wert, dass ich noch einmal über mich, meinen Glauben, meine Erziehung, meinen Religionsunterricht, deine Mutter, unser Glück und meinen Kirchenaustritt nachdenke.

Vielleicht sagst du deiner lieben Frau: Du hast bislang in Sachen Kirche keine eigenen oder nur wenige Erfahrungen gesammelt. Ich habe von meinen diesbezüglichen Erfahrungen profitiert. Könnte uns Niklas (wieder) in diese Richtung »stupsen«? »Wer rausgeht, muss wieder reinkommen...«, pflegte der SPD-Fraktionsvorsitzende Herbert Wehner zu sagen, wenn die CDU den Saal vor einer Abstimmung im Bundestag verließ. Von »muss« kann im Fall eines Kircheneintritts nicht die Rede sein, aber man »kann« oder könnte es jederzeit.

Ihr seid ja nicht unter Zeitdruck. Ihr könnt ja noch einmal in Ruhe überlegen. Ihr könnt auch die Taufe aufschieben.

Ich wünsche euch weiterhin ganz gute Erfahrungen miteinander und freue mich, wenn wir wieder voneinander hören oder uns sehen.«

Er antwortet einige Zeit später:

»Ihre Antwort hat mich nachdenklich gestimmt, aber auch sehr gefreut, denn letztlich war das eine Antwort, mit der ich rechnen musste. Mein Entschluss aus der Kirche auszutreten war seiner Zeit von mehreren subjektiven Faktoren beeinflusst. Faktoren ändern sich, man

(ich) wird älter und was man seinerzeit getan hat, bekommt vielleicht auch noch andere Gründe. Wichtig für mich: Ich habe nie aufgehört zu glauben. Die Kirche hat (heutige Sicht) mich verloren, weil ich dort für mich kein Zuhause mehr sehe. Ich war ein »lebhafter« Schüler, bestimmt auch nicht einfach, und vieles, was ich getan habe, war auch für meine Umwelt seltsam. Rückblickend kann ich aber mit Sicherheit sagen, dass der Religionsunterricht ein Zuhause für mich war, auch dank Ihnen. ... Das war ein Stückweit Kirche, und das ging verloren. Dazu kommt natürlich, dass man mit lieben Menschen zusammen ist/war in einer Phase, die einen für das Leben prägt. Und mit dem Ende der Schule muss man letztlich raus aus dem Nest. Studium ist nicht wie Schule. Man geht getrennte Wege, Freundschaften verblassen und Wege werden in der globalen Welt unendlich weit. Geborgenheit geht ein Stück weit verloren. Neue Freundschaften entstehen, Beziehungen entstehen, und plötzlich breitet man selbst die Flügel aus, unter die man zu schlüpfen gewohnt war. Man wird selbst vom Empfänger zum Spender, und das ist auch gut so. Entsprechend will ich natürlich jetzt für meinen Sohn da sein, ihm Werte mitgeben und ihn in einer Welt, die mir schon zu schnell erscheint, bestmöglich auf das Leben vorbereiten. Womit ich nicht zurechtgekommen bin bei unserem Pfarrer hier in G., war einfach auch seine Art - was sich retrospektiv aus meinem Mund schon lustig anhören muss. Vielleicht habe ich mir einfach auch falsche Vorstellungen gemacht. Da war keine Herzlichkeit, kein In-Empfang-Nehmen, kein Möglichkeiten-Aufzeigen, keine Optionen und schon gar kein Flügel, unter den man schlüpfen will oder sein wertvollstes Gut schlüpfen sehen will. Da war - grob gesagt - ein »Friss oder Stirb«. Das habe ich so nicht erwartet und habe mich auch entsprechend auf das Gespräch falsch vorbereitet (wenn man das so sagen kann). Es ist auch sehr anstrengend sich vorzustellen, wie Niklas bei solch einem Pfarrer (in Funktion des Religionslehrers) die christlichen Werte lernen soll, die Sie ... rüber gebracht haben. Aber wahrscheinlich habe ich auch eine andere Außenwahrnehmung von mir als andere Menschen, und ich tue ihm unrecht.«

Ich frage ihn an, ob er einer eventuellen Veröffentlichung unseres Briefwechsels zustimmen würde. Seine Antwort:

»Mittlerweile sind wir zu viert. Meine kleine Tochter Anna-Sophie ist jetzt sieben Wochen alt; gesund und munter, wächst und gedeiht. Um auf Ihre Frage zu kommen, ich denke Sie haben sich eh' schon richtig entschieden bzgl. einer Veröffentlichung. Habe nichts dagegen. Wenn das bei einigen ihrer Kollegen/innen einen Effekt auslöst, oder sie sich Gedanken machen und das positiv einfließen lassen können? Wenn dann auch Kinder davon profitieren: in der Kirche, im Unterricht, durch soziale Projekte oder wie auch immer - dann erfüllt mich das mit Freude und Stolz. Stolz - so wie ich stolz auf meine Kinder bin. Muss man das heutzutage eigentlich noch betonen, dass man »Stolz« ohne ideologischen Hintergrund versteht? Auch so eine Sache ...«

Arno Lembke,
Pfr. und OStr. i.R., Bamberg

Ungute Strukturen bleiben

zu: Ich erlebe es anders in Nr. 3/14

Nachdem ich inzwischen mit einigen Pfarrfrauen, mit Kolleginnen und Kollegen wegen meines Leserbriefes intensiv ins Gespräch gekommen bin, möchte ich doch abschließend auf den Leserbrief meines Kollegen antworten. Weitere Leserbriefe zu diesem Thema wird es von mir nicht geben.

Lieber Herr Kolberg, wären Sie in Ihrem Leserbrief beim persönlichen Erzählen Ihrer beruflichen und privaten Situation geblieben, hätte ich Ihre Gedanken so stehen lassen können.

Mit Ihrer Beurteilung von Menschen, die den Pfarrerinnen -und Pfarrerberuf anders erlebt und erlitten haben als Sie, (Zitat: »mit allgemeinem Gejammer auf hohem Niveau wird man solchen Problemfällen auch nicht beikommen«), verlassen Sie aus meiner Sicht die Ebene einer guten Aussprache.

Ich habe nicht auf hohem Niveau gejammert, auch nicht Frau Garbe als Pfarrfrau und Frau Pfarrerin Rodenberg, die auf meinen Leserbrief geantwortet haben. Als Ruheständler habe ich im Nachhinein Situationen sehr konkret beschrieben, die mir in dem von mir geliebten Beruf widerfahren sind.

Darauf hat eine betroffene Pfarrfrau ihre Erfahrungen beschrieben und eine Pfarrerin mit Teildienst Erfahrung

und Behinderung aus ihrer Sicht, Gedankenanstöße zu unserem Berufsbild weitergegeben.

Ihre Schlussbemerkung kann ich nur als zynisch empfinden all denen gegenüber, die selbstkritisch die eigenen Anteile reflektieren und doch Anfragen zum Thema »krank machende Strukturen« haben.

Diese Menschen möchten mit anderen Betroffenen, auch mit der mittleren Führungsebene (Dekaninnen und Dekane), dem Pfarrerinnen- und Pfarrerverein und der Kirchenleitung ins Gespräch kommen.

Sie schreiben: »Ein Tipp: Es hilft nicht immer, alles auf das System »Kirche« und die damit verbundenen Positionen und Rollen zu schieben...manchmal ist es fruchtbarer, bei der Lösung von Problemen auch einmal bei sich selber anzusetzen!«

Was spricht eigentlich dagegen, sich selbst kritisch zu sehen UND dennoch berechnete Anfragen an das System »Kirche« zu stellen? Wie ernst nehmen Sie eigentlich die Beiträge von Menschen, die durchaus bereit sind, an sich selbst zu arbeiten und trotzdem unter dem »System Kirche« leiden? Ich war über 10 Jahre mit Kollegen in einer kollegialen Beratungsgruppe, habe Selbstkritik in Supervision und Seelsorge als hilfreich erlebt. Auch wenn wir einiges bei uns selbst ändern konnten, blieben doch ungute Strukturen im Beruf, die Hilfe von außen gebraucht hätten.

Sonst bräuchte es wohl auch keine Ständesvertretung!

Wenn für Sie und Ihre Frau alles so in Ordnung ist, wie es ist, freue ich mich für Sie.

Ich wünschte mir nur ein wenig mehr Verständnis für diejenigen, die nicht »allgemein auf hohem Niveau jammern« (Ihr Zitat), sondern sehr konkret belastende Situationen schildern.

Mit freundlichen Grüßen,

Ihr Werner Streckies, Pfarrer i.R.,
Schwabach

Annette Rodenberg/Marlies Osenberg (Hrsg.), *Sichtbar, aber auch nicht stumm, Was Menschen mit Armutserfahrung zu sagen haben*, Zwiebelzwerg-Verlag Willebadessen 2013, ISBN 978-3-86806-456-8

2006 war es, da erschien unter dem Titel »Gerechte Teilhabe« eine Denkschrift der EKD zur Armut in Deutschland, übrigens unter Federführung des damaligen Bamberger Professors Heinrich Bedford-Strohm.

Das letzte Kapitel befasst sich mit »Kirchengemeinden«. Es beginnt mit dem Eingeständnis: (137) »Ärmere Menschen

sind in vielen christlichen Gemeinden in Deutschland wenig oder gar nicht sichtbar« und »Von selbst stellen sich Arme, die selbstverständlich aus theologischer Sicht immer gleichwertige Glieder am Leibe Christi und damit gleichberechtigte Mitglieder der Gemeinde sind, in den aktiven Teil der Kirchengemeinde nicht ein« (145).

Dies hat unsere Landessynode unter anderem bewegt, Mittel für ein wohl deutschlandweit einmaliges Programm zu bewilligen: f.i.t.(fördern, initiativ werden, teilhaben) – weil Armut nicht ausgrenzen darf.

Im Dekanat Naila hat man das beherzigt und ein Projekt entwickelt, das armen Menschen einen Treffpunkt und die Möglichkeit zum Mitreden geben sollte. Sie sollten merken, dass sie jemand ernst nimmt, und dadurch ein Stück Würde bzw. den Glauben daran zurückgewinnen.

Die Ergebnisse sind jetzt in einem Büchlein erschienen: »Sichtbar, aber auch nicht stumm!« Hier erzählen arme Menschen, die sonst kaum jemand wahrnimmt, ihre Geschichte. Dazwi-

schen eingestreut sind Aussagen der Beteiligten, z.B. zum Thema »Gerechtigkeit«, und Kunstwerke, die im Rahmen des Projekts entstanden sind.

Das 120seitige Buch ist einfach spannend zu lesen, und es fehlt jeder weinerliche Unterton. Man spürt, dass Menschen hier gelernt haben, zu sich und ihrem Leben zu stehen, und auch, dass Arme durchaus kreativ ihr schwieriges Leben meistern. Das wird in den Geschichten, wie z.B. »Heidenei – ein bewegtes Leben« oder »Frau K. – Sorgenkind sorgt für sich und andere« deutlich. Das alles für 9 Euro 50 – eine lohnende Anschaffung und ein ungewöhnliches Geschenk!

Dr. Hans-Gerhard Koch,
Sozialpfarrer i.R.

Liebe Leserin, lieber Leser!

Das achte ist das am meisten missachtete Gebot – nicht das sechste, über dessen Übertretung sich so prickelnde Geschichten erzählen lassen. Die sind ja allemal interessant und werden lieber erzählt als die von glücklichen Beziehungen, wie auch die Biographien vor einer Bekehrung mehr »hergeben« als danach.

Das achte Gebot aber ist lebenswichtig für jedes Miteinander und wird immer schwerer einzuhalten. »Alles zum Besten kehren« rät die Auslegung Martin Luthers: Das mach mal, wenn in der Zeitung schon steht, was Der oder Jener gesagt oder getan hat! Und wenn der Artikel dann auch noch in Facebook erscheint, eingestellt von einem wohlmeinenden Menschen, der diese Nachricht auch den Vielen zugänglich machen will, die keine Zeitung lesen, kann der Versuch »alles zum Besten zu kehren« nur misslingen. Bei öffentlichen Personen steht auch noch der volle Name da – beim Dekan, der Dekanin in N und NN, andere Mitarbeitende dürfen mehr Persönlich-

keitsschutz erwarten, da lesen wir nur Initialen: Was soll man da noch sagen? Wer sich mit den Regeln der Medien auskennt, weiß: Wer einen Artikel bestreiten muss, hat eigentlich schon verloren und schlechte Karten. »Der muss das doch sagen!«, »Die müssen den doch verteidigen, eine Krähe hackt der anderen...«, so denken »die Menschen« (denken wir anderes, wenn es nicht um uns oder unsere Kirche geht?!).

Wie soll man noch intern beraten, wenn (scheinbar) alles schon öffentlich ist? Wen will und kann man noch schützen, wenn alle schon wissen, was »gewesen« ist? Die Gefahr ist, dass eine Institution, die sowieso um ihr Ansehen ringen muss, Kirche, Politik, Parteien, den Einzelnen der Meute überlassen und nur noch demonstrieren, wie man unnach-sichtig vorgeht gegen alles Unrecht. Dass die Untersuchungen weiterlaufen, manchmal jahrelang, dass am Ende manchmal ein ganz anderes Ergebnis steht – wer druckt, verbreitet, hört, liest es noch? Manchmal nicht einmal die Sonntagsblätter. Oder nur so, dass sie

»die Kirche« reinwaschen – auf Kosten von Menschen.

Es wird wohl so sein, dass früher manches zwischen »Kumpeln« zu schnell unter dem Teppich verschwand, der Versuch, es heute und nachträglich noch zu bestrafen muss misslingen. Wer aber »Teflon-Kirche« spielt und schnell wie Seehofer Menschen preisgibt, damit an der Institution nichts »hängen« bleibt, wird schuldig an den Menschen, Opfern wie Tätern, weil man so keiner Tat wirklich gerecht wird.

Wer hilft uns, das 8. Gebot zu achten in einer Welt, in der Gerüchte allemal eine Nachricht sind, wenn sie in ein Bild und zu einem Vorurteil zu passen scheinen? Mindestens nachdenken sollten wir darüber, denn jeder und jede von uns kann Opfer solcher Gerüchte werden. Dann allein zu stehen, macht bitter. Mit bitter gewordenen Mitarbeitenden kann auch unsere Kirche ihre Botschaft nicht ausrichten. Und die in evangelischen Kreisen ohnehin nicht überentwickelte Liebe zur Institution leidet noch mehr – zu unser aller Schaden.

Ihr Martin Ost

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

■ Ländliche Räume – lebenswert

in Zusammenarbeit mit der Entwicklungsgesellschaft Region Hesselberg, der Evangelischen Umwelt- und Klimaarbeit in Bayern und der Bayerischen Akademie Ländlicher Raum
09.05.14 (18.00 Uhr) – 10.05.14 (16.15 Uhr)
 Energiewende als Chance für den ländlichen Raum, ländliche Siedlungsstrukturen lebenswert gestalten, ohne Auto mobil sein, Biotop als Wirtschaftsfaktor, Gesundheitsversorgung und anderes mehr. Ausführliches Programm erhältlich.

Leitung: KR Dr. Wolfgang Schürger, Ute Vieting, Pfrin. Beatrix Kempe, Werner Hajek

■ Studienreise auf der Via Sacra

Vortreffen am Hesselberg: 10.05.14 (18.00 Uhr) – 11.05.14 (16.00 Uhr), Reise: 05.07.14 – 11.07.14
 Besichtigt werden: Bautzen mit dem Simultandom, das Kloster St. Marienstern, die Zittauer Fastentücher, die Bergkirche in Oybin, das Heilige Grab sowie die Kirche St. Peter und Paul in Görlitz. Sie besuchen u.a. die Herrnhuter Brüdergemeine, die Gnadenkirche in Hirschberg (Jelinia Gora), die Kirche Wang (Karpacz) und den Zisterzienser-Klosterkomplex Krzeszów/Grüssau. Ausführlicher Flyer erhältlich.

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

■ Straße und Stille – Motorrad einmal anders

Touren und Meditation
28.05.14 (18.00 Uhr) – 01.06.14 (13.00 Uhr)
 Das Seminar bietet eine seltene Kombination: Motorradtouren durch das schöne Westmittelfranken und Übungen in Stille und Meditation.
Leitung: Pfr. Bernd Reuther, Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Motorrad-Evangelisch, www.gustavadolfgedaechtniskirche.de und www.motorrad-evangelisch.de

■ Wandern, Pilgern, Poesie

Jakobsweg von Nürnberg nach Ulm
29.05.14 (15.00 Uhr) – 01.06.14 (13.30 Uhr)
 Interessierte erwarten leichte und genussvolle Rundwanderungen (12 bis maximal 15 km) in landschaftlich reizvoller Umgebung mit Pausen, Textbetrachtungen und meditativen Übungen.
Leitung: Werner Hajek; Dr. Christine Marx

■ Bayerischer Evangelischer Kirchentag

»Salz der Erde«
09.06.14, 10.00 – ca. 16.00 Uhr
 Der Kirchentag beginnt mit einem festlichen Gottesdienst, Predigt: RB Gisela Bornowski. Hans-Joachim Vieweger moderiert am Nachmittag ein Gespräch von Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und dem bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer. Parallel zum Kirchentag werden ein Krabbelgottesdienst und der Kinderkirchentag veranstaltet. Beim Kinderkirchentag mit dem Thema »Dein Weg mit Gott wird gut« führen Kinder das Rollenspiel »Joseph der Traumverstehrer« auf. Mittags Spielstraße. Ab 14.30 Uhr zeigt KMD Klaus Peschik mit dem Kindersingkreis der Schwabacher Kantorei das Musical »Prinz OWI lernt König«. Die Erwachsenen erwartet in der Mittagszeit ein buntes Programm mit Diskussionen, Musik und der »Speisung der 10.000«.

Genauere Informationen finden sich unter der eigens für den Kirchentag eingerichteten Webseite <http://www.bayerischer-kirchentag.de>

Leitung: Evang. Dekanat Wassertrüdingen; Rückfragen unter Telefon 09832 - 253.

■ Studienreise zur Kathedrale von Chartres

In Kooperation mit Evang. Bildungswerk Tirol
13.07.14 (17.00 Uhr) – 20.07.14 (07.00 Uhr)
 Die Kathedrale von Chartres ist einer der geheimnisvollsten und schönsten Orte der Welt. Ihr plastischer Schmuck sowie nahezu alle 176 Fenster sind seit dem 13. Jahrhundert fast unversehrt erhalten geblieben. Wie keine andere Kathedrale kann daher die Kathedrale Notre-Dame-de-Chartres die Atmosphäre der Hochgotik vermitteln.

Leitung: Mag. Gernot Candolini, Labyrinth-Bauer, Autor und Universitätsdozent für Montessori-Pädagogik in Innsbruck

Ausblick:

■ Familien-Sing- & Musizierwoche am Hesselberg

03.08.14 (18.00 Uhr) – 10.08.14 (13.00 Uhr)
Leitung: Alexander Ploß, Schneeberg
Anmeldung: Singen in der Kirche – Verband evang. Chöre in Bayern e.V., Tel.: 0911 - 67 22 92 45, www.singen-in-der-kirche.de

Anmeldung: EBZ Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfingen; Tel.: 09854 - 10-0; Fax: - 10-50; E-Mail: info@ebz-hesselberg.de;

Diakonie.Kolleg:

■ Glaubenskurse live

Kostproben und Konzepte zur Arbeit mit Kursen zum Glauben – Kooperationsseminar mit AEEB, afg und EZB Alexandersbad
 25.-27. 6

Ort: Bad Alexandersbad
 »Erwachsen glauben« ist die Kampagne der Evangelischen Kirche in Deutschland überschrieben, die die Arbeit mit Kursen zum Glauben unterstützen will.

Kosten: 150 €

Referent/innen: Dr. Jens Colditz, Friedrich Rößner, Heidi Sprügel, Christine Ursel

■ Kirchengemeinden zeigen diakonisches Profil

Praxistag für diakonische Gemeindeentwicklung
 27. 6.

Ort: Nürnberg

Zielgerichtet und an der eigenen Praxis orientiert zeigt der Praxistag, wie diakonische Gemeindeentwicklung unterstützt werden kann.

Sem.-Gebühr: 65 € inkl. Verpflegung

Referent/innen: Dekanin Gabriele Burmann, Pfr. Christian Muschler

Anmeldung: Diakonie.Kolleg. Bayern.

Tel.: 0911 - 93 54 -412 info@diakoniekolleg.de

Schwanberg

■ Der Jude Paulus und sein Einfluss auf das junge Christentum

25.-27.4.

Die Geschichten und Ereignisse im Leben Jesu bringen auf einfache, verständliche Weise das Wesen des Christseins zum Ausdruck. Konnte, ja durfte man dieser Lehre noch etwas hinzufügen, das nicht nur einen wesentlich komplexeren Umgang mit der Botschaft Jesu darstellt, sondern auch zu unerwartet neuen Perspektiven führt? Wie weit hat Paulus, der als Jude eine hervorragende theologische Ausbildung genossen hat, seinen »Background« mit eingebracht? Hat er wesentliche Aussagen der Evangelien etwa ignoriert oder sogar umgedeutet?

Leitung: Fred Ritzhaupt

Kursgebühr: 150 €, Unterkunft und Verpflegung im Haus St. Michael: 132€

■ »Den Segen empfangen und ein Segen sein«

Besondere Tage auf dem Schwanberg
 28.4.-4.5.

Eine Woche auf dem Schwanberg, eine Wohltat für Leib, -Seele und Geist. Vormittags werden wir der Geschichte von der Speisung der 5000 durch Jesus begegnen (Markus 6,30-44). Nachmittags bieten wir an: Spaziergänge, Malen im Schloss, ein seelsorgerliches Gespräch..... oder mal ganz allein oder zu zweit den Nachmittag genießen. Abends: Wir singen und erzählen, zeigen Bilder von Israel oder dem Athos, hören unter dem Sternenhimmel Sternengedichte.... Gebetszeiten der Community begleiten uns.

Leitung: Friedrich-Karl und Barbara Völkner, Sr. Ruth Meili CCR

Kursgebühr: 180€, UK u. Verpfl.: 363€

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Absender:
Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Mainbrücke 16,
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Lisa Amanda Robledo, 2. Kind von Johanna und Manu Robledo, am 31.12.13 in Nürnberg (Wendelstein)

Gestorben:

Dr. Friedrich-Wilhelm Künneth, 80 Jahre, zuletzt in München Laim, am 26.1. in München (Witwe: Roswitha)

■ »...aber die Liebe ist die Größte unter ihnen« – Tanz und Thema 9.5.-11.5.

Vieles ist wichtig in unserem Leben, doch die Liebe hält alles zusammen. Sie ist die größte Gabe und das Zentrum unseres Glaubens. Sie gilt es zu entfalten. In Tänzen, Gebärden, im Gespräch und in der Stille lassen wir uns von der Liebe Gottes berühren und schaffen ihr Raum in unserem Leben.

Leitung: Susanne Riedel-Zeller
Kursgebühr 110€, UK u. Verpfl.: 118€

■ Tage im Schweigen vor Gott

Einzelexerzitien
16.5.-25.5.

Exerzitien sind in erster Linie eine wunderbare Gelegenheit, so durch Schweigen zum Hören zu kommen, dass aus unserem, meist sehr »einbahnigen« Reden mit Gott ein wirklicher Dialog werden kann.

Leitung: Fred Ritzhaupt
Kursgebühr: 220€, UK u. Verpfl.: 563€

Anmeldung unter: rezeption@schwanberg.de oder Tel.: 09323 - 32 - 128

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11 mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o.d.T., Tel.: 09861- 400 -135, Fax.: 09861 - 400 -154.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de

Letzte Meldung

»Die Psychologen erzählen uns, dass wir alle eine Leiche im Keller haben und, dass wir die verarbeiten müssen.«

Aus einer Morgenandacht

■ Salutogenese

11. - 13.4.

Ort: Rothenburg o.d.Tauber
Gesunde Mitarbeiter sind ein Schatz der Kirche. Salutogenese wird als Führungsinstrument angesiedelt und soll doch der Selbstverantwortung anheimgestellt bleiben. Was stärkt und stützt Gottes Bodenpersonal? Wir laden Mitarbeitende aus Kirche und Diakonie, Laien, Ehrenamtliche und interessierte Zeitgenossen zum Gespräch nach Rothenburg.

Link: <http://web.ev-akademie-tutzing.de/cms/index.php?id=576&fndnr=1963&part=detail>

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen Ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an:
Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Mainbrücke 16
96264 Altenkunstadt
Tel.: 09572 / 79 05 00
Fax: 09572 / 79 05 01
rix@pfarrverein.de